Hellmuth Kaiser

Franz Kafkas Inferno

Eine psychologische Deutung seiner Strafphantasie

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien



Franz Kafkas Inferno

Eine psychologische Deutung seiner Strafphantasie

Von

Hellmuth Kaiser

Berlin

Sonderabdruck aus „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (herausgegeben von Sigm. Freud), Bd. XVII (1931)

1931

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien



Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V

„Der wahre Weg führt über ein Seil, das nicht in der Höhe gespannt ist, sondern knapp über dem Boden; es scheint weniger bestimmt, begangen zu werden als stolpern zu machen." (Kafka.)

Die Werke Franz Kafkas, in ihrer Mischung aus kühner Phantastik und strenger Realistik Träumen gleichend, durch die lebendige Kraft der Sprache und die zwingende Anschaulichkeit der Darstellung Kunstwerken höchsten Ranges verwandt, erlauben der analytischen Betrachtung so reiche Einblicke in die sie erzeugenden Strömungen des Unbewußten, wie wohl kaum eine Kunstdichtung sonst.

In der Geschlossenheit ihres Symbolgehalts Märchen und Mythen vergleichbar, haben sie für das psychologische Interesse diesen gegenüber den Vorzug, daß sie die inneren Schicksale einer einzigen Individualität verkörpern und daher die Zusammenhänge einer ganzen Persönlichkeitsentwicklung erkennen lassen.

Den Hauptgegenstand der vorliegenden Studie bildet eine 69 Seiten umfassende, im Jahre 1919 erschienene Erzählung Kafkas, die den Titel trägt: „In der Strafkolonie."[1]

---

1) Wir benutzen beim Zitieren Kafkascher Dichtungen folgende Abkürzungen:

Bericht	= „Ein Bericht für eine Akademie". Enthalten in: Ein Landarzt. Kleine Erzählungen. Kurt Wolff Verlag, 1919.
Landarzt	= „Ein Landarzt". Ebenda.
Verwandlung	= „Die Verwandlung". Kurt Wolff Verlag, 1917.
Urteil	= „Das Urteil". Eine Geschichte. Kurt Wolff Verlag, 1916.
Strafkolonie	= „In der Strafkolonie". Eine Geschichte. Kurt Wolff Verlag, 1919.
Schloß	= „Das Schloß". Roman. Kurt Wolff Verlag, 1926.
Prozeß	= „Der Prozeß". Roman. Verlag Die Schmiede, Berlin 1925.

Sie enthält eine Art Privatmythologie, die gleichwohl bedeutsame Anklänge an die Mythologie der jüdisch-christlichen Religion nicht vermissen läßt. Der Verfall und endgültige Zusammenbruch dieser religiösen Schöpfung macht die Handlung der Dichtung aus.

Der Besprechung dieses Werkes stellen wir die Deutung zweier anderer kurzen Erzählungen voran, von denen die erste in der Sammlung: Ein Landarzt, kleine Erzählungen, 1919 erschienen ist. Ihr Titel lautet: Ein Bericht für eine Akademie. Die zweite heißt: Die Verwandlung. Sie ist 1917 erschienen. Über die Reihenfolge der Entstehung dieser Dichtungen wissen wir nichts. Wir glauben aber, mit der von uns eingehaltenen Reihenfolge, in der wir die Dichtungen besprechen, der historischen Entwicklung, zum mindesten ihres psychologischen Gehalts, Rechnung zu tragen; in der Tat stellt die psychologische Interpretation der beiden ersten Geschichten eine wesentliche Erleichterung und Vorbereitung für das Verständnis der dritten dar.

Der Natur einer analytischen Untersuchung entsprechend, wird das, was wir an psychologischen Tatsachen finden werden, nicht dem Kafkaschen Charakter angehören, der sich in bewußten Handlungen, Gedanken und Worten äußerte, sondern es werden Elemente, die dem Bewußtsein des Dichters ganz oder teilweise entzogen waren, eine große Rolle spielen.

Wir müssen daher den mit solchen Untersuchungen nicht vertrauten Leser warnen, etwa zu glauben, daß durch diese Untersuchungen der „eigentliche Kafka“ ans Licht käme, während die auf Grund nichtanalytischer Anschauung erfaßte, bewußtseinsnähere Gestalt des Dichters nur eine trügerische Maske sei.

Es kommt nicht in Frage, daß wir das Charakterbild Kafkas, wie es seine Freunde und Bekannten sich bildeten, korrigieren. Wir erforschen vielmehr eine Schicht seines Wesens, die eben nur der analytischen Betrachtung zugänglich ist, und die bei den meisten Menschen dauernd im Dunkel bleibt. Wir wollen diesem Umstand, daß unsere Aussagen sich auf ein der gewöhnlichen biographischen Forschung nicht angehöriges Objekt beziehen, um Mißverständnisse nach Kräften auszuschließen, auch äußerlich Rechnung tragen und werden die Persönlichkeit, deren unbewußte Seelenschichten wir zu erforschen suchen, mit dem Decknamen „K.“ bezeichnen, mit dem Kafka die Helden seiner Romane meistens benannte.

Ein Bericht für eine Akademie

In der Erzählung „Ein Bericht für eine Akademie“ läßt Kafka einen „gewesenen Affen“ die Geschichte seines Eintritts in die Menschenwelt darstellen nebst Vorgeschichte, Randbemerkungen und einem Überblick über seine gegenwärtige Artistenexistenz.

Auf dem Transportschiff, das ihn von der Goldküste, wo er eingefangen wurde, nach Europa trägt, führt er in einem engen Käfig ein qualvolles Dasein:

„Ich hatte keinen Ausweg, mußte mir ihn aber verschaffen, denn ohne ihn konnte ich nicht leben. Immer an dieser Kistenwand — ich wäre unweigerlich verreckt. Aber Affen gehören bei Hagenbeck an die Kistenwand — nun, so hörte ich auf, Affe zu sein. Ein klarer, schöner Gedankengang ...“ (Bericht, 161.)

In Konsequenz dieses Gedankens übt er sich in der Nachahmung der Menschen. Der entscheidende Schritt vom Affentum zum Menschendasein geschieht, indem der Affe es lernt, Schnaps zu trinken, und zwar aus der Flasche, wie es die Matrosen tun. Dies glückt erst nach vielen vergeblichen Versuchen, die vor allem durch den Ekel des Tieres vor dem Schnaps erschwert werden.

„Der Geruch peinigte mich; ich zwang mich mit allen Kräften; aber es vergingen Wochen, ehe ich mich überwand. Diese inneren Kämpfe nahmen die Leute merkwürdigerweise ernster als irgend etwas sonst an mir.“ (Bericht, 174.)

Die Schilderung dieser Bemühungen, das Schnapstrinken zu erlernen, nimmt einen breiten Raum in dem Bericht ein und ist in einer Sprache gegeben, deren zupackende Kraft und dramatische Spannung keinen Zweifel darüber lassen, daß es sich hier um Entscheidendes handelt.

Diese Szenen bilden einen Anknüpfungspunkt für die psychologische Interpretation; denn der Alkoholgenuß hat eine ganz allgemeine symbolische Bedeutung. Das „Trinkenkönnen“, die Trinkfestigkeit, wie wir sagen, ist im Bewußtsein unseres Volkes eine charakteristische Fähigkeit des dem Knabenalter entwachsenen Mannes. Der Abschiedskommers der Abiturienten, die Biergelage der studentischen Verbindungen, die Liebesmahle der Offiziere, der Wirtshausbesuch des konfirmierten Schulentlassenen sind Initiationsriten und bedeuten die Aufnahme in die männliche Gemeinschaft. Selbst unzweifelhafte Exzesse werden — wenn man sie auch öffentlich tadelt — doch unter der Hand mit verständnisvoll lächelnder Nachsicht beurteilt, so daß die Haltung, die man dem Alkoholgenuß gegenüber einnimmt, deutlich an diejenige erinnert, die man gegenüber dem Geschlechtsgenuß zur Schau trägt.

Nehmen wir einmal an, daß die Bedeutung des Alkoholgenusses — nämlich ein Kennzeichen und Ausdruck der Männlichkeit zu sein — nicht zufällig ist für die Betonung des Schnapstrinkens in dem Bericht des Affen, so können wir sagen, daß dem Eintritt des Affen in die menschliche Gesellschaft — deutungsweise — der Eintritt K.s in die männliche Gesellschaft entspreche. Wir werden diesen Gedanken nun weiter verfolgen und es von seiner Zusammenstimmung mit weiteren Einzelheiten abhängig machen, ob wir ihm definitive Anerkennung gewähren wollen.

Ist der Ausweg, ein Mensch zu werden, psychologisch deutbar als der Wunsch, ein Mann zu werden, so muß der qualvolle Aufenthalt im Käfig dem qualvollen Zustand entsprechen, in dem sich jemand befindet, der nicht Mann ist und es doch aus irgendeinem Grunde nötig hat, Mann zu sein.

Um herauszubekommen, um was für einen Zustand es sich da handelt, verfolgen wir die Geschichte des Affen rückwärts, bis wir erfahren, auf welche Weise er in den Käfig hineinkam:

„Eine Jagdexpedition der Firma Hagenbeck . . . lag im Ufergebüsch auf dem Anstand, als ich am Abend inmitten eines Rudels zur Tränke lief. Man schoß; ich war der Einzige, der getroffen wurde; ich bekam zwei Schüsse.“ (Bericht, 152.)

Mit dem „ersten Schuß“, der den Affen in die Backe traf, können wir vorläufig nichts anfangen. Wir gehen daher gleich zu dem zweiten über:

„Der zweite Schuß traf mich unterhalb der Hüfte. Er war schwer, er hat es verschuldet, daß ich noch heute ein wenig hinke.“ (Bericht, 153.)

Hier bietet sich die Möglichkeit einer Anknüpfung. Ein Schuß, dessen Einschlagstelle auffällig unbestimmt durch die Worte „unterhalb der Hüfte“ beschrieben wird, könnte es in der Tat bewirken, daß ein an und für sich männliches Individuum genötigt ist, sich um Männlichkeit zu bemühen — ein solcher Schuß könnte nämlich das Genitale getroffen haben.

Der Schuß bewirkt ein Hinken.

Nun dient das „Hinken“ in der Symbolik der Mythen, Sagen und Dichtungen zur Andeutung einer im Sinne der Kastration wirkenden Schädigung. Man denke etwa an Ödipus, Hephästus und Tollers „Hinkemann“.

Unsere Vermutung findet nun gleich eine neue Stütze, wenn wir den Text der Erzählung weiter verfolgen; es heißt da:

„Letzthin las ich in einem Aufsatz irgendeines der zehntausend Windhunde, die sich in den Zeitungen über mich auslassen: Meine Affennatur sei noch nicht ganz unterdrückt; Beweis dessen sei, daß ich, wenn Besucher kommen, mit Vorliebe die Hosen ausziehe, um die Einlaufstelle jenes Schusses zu zeigen. Dem

Kerl sollte jedes Fingerchen seiner schreibenden Hand einzeln weggeknallt werden. Ich, ich darf meine Hosen ausziehen, vor wem es mir beliebt. Man wird dort nichts finden als einen wohlgepflegten Pelz und die Narbe nach einem . . . frevelhaften Schuß. . . . würde dagegen jener Schreiber die Hosen ausziehen, wenn Besuch kommt, so hätte dies allerdings ein anderes Ansehen . . ." (Bericht, 155.)

Daß man bei ihm, dem Affen, „nichts finden wird als einen wohlgepflegten Pelz und die Narbe", also nichts, was das Schamgefühl verletzen könnte, während es bei dem „Schreiber" ein „anderes Ansehen" hätte, läßt sich kaum anders verstehen, als daß er, der Affe, im Gegensatz zu jenem Schreiber das Genitale nicht mehr besitzt; denn der Anblick des Genitales dürfte wohl in erster Linie das sein, was Anstoß erregt.

Einen weiteren Hinweis gibt die Strafe, die der Affe dem Schreiber zudenkt. Das, was dem Genitale des Affen geschehen ist, soll den Fingern an der Hand des Schreibers geschehen, nämlich, sie sollen abgeschossen werden! Der Finger ist ein Ersatz für den Penis; der Plural entspricht einer Intensivierung, wie es in unserer Umgangssprache gebräuchlich ist, wenn wir etwa sagen: bitte tausendmal um Verzeihung!

Es muß auffallen, daß der Affe den Schreiber durch Kastration strafen will, aber sich doch offenbar seiner eigenen Kastriertheit rühmt. Auf das hierin liegende Problem werden wir später zurückkommen. Zunächst wollen wir uns darüber klar werden, wie wir das Kastrationserlebnis des Affen in unserer psychologischen Interpretation verwenden wollen.

Ein solches Erlebnis ist nun in der psychoanalytischen Forschung wohlbekannt. Wenn das männliche Kind den ersten Höhepunkt seiner Sexualentwicklung erreicht hat, was etwa um das Ende des dritten Lebensjahres der Fall zu sein pflegt, erlebt es jede Einschüchterung seiner sexuellen Strebungen als eine Bedrohung seines Geschlechtsgliedes — als eine Kastrationsdrohung. Die sich summierenden Wirkungen mehrerer solcher Erlebnisse führen dann zur Verdrängung der auf das Genitale konzentrierten Libido und somit zum Eintritt der sogenannten Latenzperiode.

Hiermit stimmt es gut zusammen, wenn es in dem „Bericht", S. 156, heißt:

„Nach jenen Schüssen erwachte ich — und hier beginnt allmählich meine eigene Erinnerung . . ."

Der zweite Teil dieses Satzes lehrt uns, daß für die ganze der Gefangennahme voraufgehende Zeit Amnesie besteht, und dies trifft mit geringen Ausnahmen tatsächlich für das kindliche Leben vor der Latenzzeit zu.

Der erste Teil des Satzes läßt uns schließen, daß der Affe durch die Schüsse das Bewußtsein verlor. Auch diese — scheinbar unwesentliche —

Tatsache gestattet eine Deutung, und zwar eine, die für das Verständnis des Gesamtzusammenhanges der Erzählung von Wichtigkeit ist.

Das Ohnmächtigwerden und Wiederaufwachen des Helden ist nämlich ein nicht nur von Kafka angewandtes Symbol der Dichtung und bedeutet etwa so viel wie das Fallen und Wieder-in-die-Höhe-Gehen des Vorhanges in einem Theaterstück.[1] Dieses will nämlich sagen, daß hier eine längere oder kürzere Zeit als verstrichen gedacht werden muß, in der gleichwohl nichts Erzählenswertes geschehen ist; so daß nun, nach dieser Zeit, die Handlung sozusagen da wieder ansetzen muß, wo sie abgebrochen wurde. Psychologisch gesehen heißt das: Es ist zwar Zeit vergangen, aber die Problematik ist dieselbe geblieben, oder, anders ausgedrückt, wir befinden uns (nach der Ohnmacht) zwar auf einer anderen der historisch aufeinanderfolgenden Seelenschichten — aber an einer analogen Stelle.

Diese Symbolübersetzung ergibt — wie wir gleich sehen werden — in unserer Erzählung einen guten Sinn: Es ist wohl einleuchtend, daß der durch die Deutung zu entschleiernde, dem Dichter unbewußte Gehalt einer Dichtung, unbeschadet seiner Unbewußtheit, irgendwie mit dem aktuellen Leben des Dichters zu tun haben muß. So gehört das Problem K.s: „wie werde ich ein Mann?" — dargestellt durch das Problem des Affen: „wie werde ich ein Mensch?" — sicher in die Zeit, in der die Erzählung entstand, hinein. Um nun die Entstehungsgeschichte seiner Notlage (d. h. der Unvollkommenheit seiner Genitalität) zu erzählen, greift K. — in Übereinstimmung mit den Erfahrungen der Psychoanalyse, die genitale Störungen bis in die Infantilität verfolgt, — auf seine Kinderzeit zurück und weist auf den Kastrationsschock hin, der offenbar bei K. besonders heftig ausfiel. Nach dem — traumatisch wirkenden — Kastrationsschock trat zunächst die Latenzperiode ein, in der sich die besondere Heftigkeit jenes Schocks nicht unmittelbar in Gestalt einer Störung der genitalen Sexualität auswirken konnte, da in dieser Zeit ja ohnehin die Sexualität verdrängt ist. Erst nach dem Wiedererwachen der Sexualität in der Pubertätszeit machte sich — wie wir annehmen müssen — die Störung der Genitallibido bemerkbar.

Nun verstehen wir, was das Ohnmächtig werden und Wiedererwachen des Affen bedeutet. In der Erzählung geht die symbolische Darstellung des Kastrationsschocks (Schüsse) der Schilderung der Sexualnot (Käfig-Qual) unmittelbar voran, denn das Verdrängte bleibt — vergleichsweise — unberührt von der Zeit; gleichwohl aber gehört das Kindheitserlebnis einer

1) Soweit nämlich die „Pause" nicht nur den Wechsel der Szenerie technisch ermöglichen soll.

älteren (wohl mindestens um anderthalb Jahrzente älteren) Seelenschicht an als die aktuelle Not, und diese Zeitlücke wird durch die Ohnmacht angedeutet.

Nachdem wir uns so über die Bedeutung des zweiten Schusses verständigt haben, wollen wir versuchen, auch die des ersten zu erklären. Sehen wir uns zuerst wieder den Text an:

„Einen in die Wange; der war leicht; hinterließ aber eine große, ausrasierte Narbe, die mir den widerlichen, ganz und gar unzutreffenden, förmlich von einem Affen erfundenen Namen Rotpeter eingetragen hat, so, als unterschiede ich mich von dem unlängst krepierten, hie und da bekannten Affentier Peter nur durch den roten Fleck auf der Wange. Dies nebenbei." (Bericht, 152.)

Der Name Rotpeter erinnert an das Kinderspiel „Schwarzer Peter". Dies Spiel besteht bekanntlich darin, daß nach Verteilung der Karten der Reihe nach jeder von seinem Nachbar eine Karte „zieht" und die paarweise zusammengehörenden Karten, wie Kaiser und Kaiserin, Bauer und Bäuerin, Müller und Müllerin usw. ablegt. Zuletzt bleibt einem der Kinder eine Karte, zu der es keine dazugehörige gibt, der sogenannte „Schwarze Peter" (gewöhnlich eine greuliche Mohrenfigur) in der Hand. Das Kind wird als „Schwarzer Peter" verhöhnt und bekommt mit Kohle einen Schnurrbart ins Gesicht gemalt.

Der aufgemalte Schnurrbart verspottet das Männlichkeitsstreben des Kindes: „Du willst erwachsen sein und einen Bart haben wie der Vater, dein Bart ist aber nur ein scheinbarer und bedeutet zugleich eine Beschmutzung zum Zeichen, daß du noch ein schmutziges Kind bist; also bist du so wenig paarungsfähig wie die Karte, die dich kennzeichnet." Das ist der grausame Sinn dieses Spieles, das, wenn es sich um kleine Kinder handelt, oft genug und begreiflicherweise einen Tränenstrom bei dem „Schwarzen Peter" auslöst.

Nach dem Sinn dieser Parallele würde also der erste Schuß auch wieder eine Kastrationsdrohung bedeuten, nur daß die Angriffsrichtung von unten, vom Genitale, nach oben auf die Wange verschoben ist. Solche „Verschiebungen nach oben" sind bei der Darstellung unbewußter Erlebnisse überaus häufig und stehen im Dienst einer Verhüllungstendenz. — Hier soll wohl auch die relative Unbedeutendheit des ersten Schocks durch die Verschiebung angedeutet werden. Die Gereiztheit, die der „gewesene Affe" über den ihm angehängten Namen Rotpeter zeigt, und die seiner Verachtung für den Affen Peter entspringt, hängt — wie es scheinen will — wieder mit dem uns vorläufig noch rätselhaften Umstand zusammen, daß der Verfasser des Berichts auf seine Kastriertheit stolz ist. Was ihn von jenem dressierten

Affen unterscheidet, ist — so will er sagen — nicht nur der rote Fleck auf der Wange, sondern er trägt — wie wir ergänzen können — noch eine andere, bedeutungsvollere Narbe.

Über den realen Anlaß jener Sexualeinschüchterung, die als Kastrationsdrohung wirkte, wollen wir erst später eine Vermutung anstellen. Ihre Folge war, daß — nach dem Text der Erzählung — der Affe gefangengenommen, an Bord gebracht und in einen engen Käfig gesperrt wurde. Im Sinn der Deutung heißt das, daß der erwachsene K. infolge seiner Kindheitserlebnisse an einer Sexualhemmung litt und durch die Stauung der Libido, der keine Abfuhrmöglichkeit gegeben war, gequält wurde. Wahrscheinlich waren diese Qualzustände auch von schweren Minderwertigkeitsgefühlen begleitet; dafür spricht das dick aufgetragene Selbstbewußtsein des Affen, das eine Überkompensation der Selbstverachtung andeutet.

Wir kommen nun, in der Lebensgeschichte des Affen vorschreitend, wieder zu dem „Ausweg", der ihn aus seiner Zwangslage befreit. Das Erlernen des Schnapstrinkens ist zwar — wie wir jetzt wohl mit einiger Sicherheit sagen dürfen — ein Symbol für das Mannwerden oder wenigstens für eine Kompensation der fehlenden Männlichkeit, aber es ist doch keineswegs das einzige Symbol, das hier in Betracht kam, und so sind wir auch berechtigt, den Umstand, daß gerade dieses gewählt wurde, inhaltlich auszudeuten.

Wie aus unserem Zitat (S. 5) hervorgeht, ist der Schnapsgenuß dem Affen ekelhaft. Schon der Geruch des Fusels widersteht ihm. Dem Ekel entspricht bekanntlich immer eine verdrängte Lust, die ekelhafte Sache mit dem Munde zu berühren oder zu verschlucken, sie zu riechen oder zu schmecken. — Das Schnapstrinken muß also den Affen an einen anderen, früheren Genuß erinnern, der später mit Hilfe des Ekels verdrängt wurde. Dieses Übergehen der Lust in Ekel finden wir — und zwar gerade bei einem Fall von Alkoholgenuß — in einem anderen Werke Kafkas unmittelbar dargestellt.

„Wie es sich beim Trinken verwandelte, aus etwas, was fast nur Träger süßen Duftes war, in ein kutschermäßiges Getränk." (Schloß, 201.)

Dasjenige, was den kleinen Kindern lustvoll ist und was ihnen später ekelhaft wird, ist aber Kot und Urin. Da es sich hier um das Trinken einer Flüssigkeit handelt, könnte nur Urin in Frage kommen. — Was leistet aber eine solche Deutung für das Verständnis der Tatsache, daß das Trinken der Menschwerdung des Affen oder der Mannwerdung K.s dient?

Wir müssen uns hier daran erinnern, daß der Affe den kastrierenden Schuß erhielt, als er eines Abends „zur Tränke lief“. Diese Angabe ist gewiß keine zufällige, d. h. keine bloße Zeitbestimmung. Wir wollen uns getrauen, aus dieser zeitlichen Koinzidenz in der Erzählung in der Deutung ein *„propter hoc“* zu machen und behaupten, daß der Kastrationsschock wegen dieses Zur-Tränke-Laufens oder dieses Trinkenwollens erfolgte. Daraus ergibt sich dann weiter, daß dieses „Trinkenwollen“ einen genitalsexuellen Sinn gehabt haben muß. Ja, es scheint nicht zu kühn, anzunehmen, daß K. schon in der Kindheit die Vorstellung hatte, daß man durch „Trinken“ zum Manne werden könne. Dieser Trinkversuch muß nun für die Erwachsenen den Charakter einer „Unart“ gehabt haben, so daß von ihrer Seite ein schroffes Verbot ausgesprochen, vielleicht sogar eine Strafe verhängt wurde. Als nun beim erwachsenen K. die Folgen jener Einschüchterung in Gestalt einer Sexualstörung, einer Neurose, fühlbar wurden, und er den Mangel eigener Männlichkeit empfand, muß er in einer unbewußten Phantasie auf jene alte Vorstellung vom Männlichkeitserwerb durch Trinken zurückgekommen sein, indem er sozusagen an derselben Stelle seine Sexualentwicklung wieder aufnahm, wo er sie auf den Kastrationsschock hin unterbrechen mußte.

Nun wird man aber immer noch den Zusammenhang von „Trinken“, „Männlichkeitserwerb“ und „Urin“ vermissen. Diesen Zusammenhang liefern uns zwei dem Kindheitsalter eigentümliche Theorien. Die eine ist die infantile Sexualtheorie, wonach der Urin das Genitalprodukt ist, das der Mann beim Geschlechtsverkehr in die Frau hinein-entleert. Die andere ist die dem magischen Weltbilde nahestehende Vorstellung, daß man eine Fähigkeit, die ein anderer besitzt, erwerben kann, wenn man diesen anderen oder auch nur dasjenige seiner Organe, an das die betreffende Fähigkeit geknüpft ist, verschlingt. Nimmt man diese beiden Theorien zusammen, so ergibt sich der Satz, daß man Männlichkeit erwerben kann, wenn man den Urin aus dem väterlichen Penis saugt.

Wenn wir am Anfang unserer Betrachtungen auf den Zusammenhang der Trinksitten mit der Schätzung der Männlichkeit hinwiesen, so waren wir vielleicht von diesem letzten Resultat nicht so weit entfernt, wie es scheinen möchte. Wir brauchen uns nur zu erinnern, daß die Studentenkommerse Vorbilder in der nordischen Götter- und Heldensage finden, bei denen das feierliche Trinken, insbesondere das Wetttrinken aus Hörnern geschieht, und daß das Horn ein phallisches Symbol ist.

In der Schilderung der Trinkübungen des Affen findet sich folgende Stelle, die unsere Deutung stützen kann:

„. . . er (sc. der Lehrmeister des Affen, ein Matrose) freut sich, setzt die Flasche an und macht einen Schluck; ich, ungeduldig und verzweifelt, ihm nachzueifern, verunreinige mich in meinem Käfig, was wieder ihm große Genugtuung macht." (Bericht, 176.)

Diese Verunreinigung — wir nehmen an, daß K. an urinieren gedacht hat — geschieht aus Ungeduld, d. h. sie ist eine Vorwegnahme; und zwar nimmt sie die Betätigung vorweg, zu der das Schnapstrinken den Affen befähigen soll: die phallische. Es ist bekannt, daß das männliche Kind das Urinieren als einen Beweis seiner Männlichkeit betrachtet.

Wir hatten gesehen, daß das Affentum — offenbar wegen der sogenannten Affenabstammung des Menschen — ein im Gegensatz zu der voll entwickelten Männlichkeit des Erwachsenen infantileres Entwicklungsstadium darstellt; und wir haben diese Infantilität K.s auf eine Entwicklungsstörung zurückgeführt, die ihrerseits durch Triebverdrängungen bedingt war. Wir verstehen, daß infolge dieser Verdrängungen auch solche infantilen Lustquellen zusamt der gegen sie gerichteten Abwehrmaßnahmen (Ekel) voll erhalten blieben, die bei einem normal entwickelten Erwachsenen nur eine unbedeutende Rolle spielen. Daher hat der „Affe", der sich wie ein Mensch benehmen will, eine Ekelschranke zu durchbrechen.

Wie gestaltet sich nun das weitere Schicksal des Affen? Im wesentlichen gelingt sein Vorhaben. Er lernt es zu trinken, und nachdem er die erste Schnapsflasche zur grenzenlosen Bewunderung der Schiffsbesatzung kunstgerecht geleert hat, „bricht er" in einer Art Siegesrausch „in Menschenlaut aus" und ruft Hallo! — In Hamburg einem Dresseur übergeben, sieht er sich vor der Wahl zwischen dem Zoologischen Garten, wo ihn nur ein neuer Gitterkäfig erwartet, und dem Varieté, wo er sein eigener Herr werden kann; und wählt das letzte.

„Und ich lernte, meine Herren. Ach, man lernt, wenn man muß; man lernt, wenn man einen Ausweg will; man lernt rücksichtslos. Man beaufsichtigt sich selbst mit der Peitsche; man zerfleischt sich beim geringsten Widerstand." (Bericht, 183.)

So der Weg! — Nun das Erreichte:

„Überblicke ich meine bisherige Entwicklung, so klage ich weder, noch bin ich zufrieden. Die Hände in den Hosentaschen, die Weinflasche auf dem Tisch, liege ich halb, halb sitze ich in dem Schaukelstuhl und schaue aus dem Fenster. Kommt Besuch, empfange ich ihn, wie es sich gebührt. Mein Impresario sitzt im Vorzimmer; läute ich, kommt er und hört, was ich zu sagen habe. Am Abend ist fast immer Vorstellung, und ich habe wohl kaum mehr zu steigernde Erfolge." (Bericht, 186.)

Das Leben, das der Affe sich unter verzweifeltem Kräfteeinsatz geschaffen hat, ist ein Artistendasein. Allein, vereinzelt, steht er auf der Varietébühne der Masse der Schauenden gegenüber, die er durch seine Leistungen verblüfft. Diese Leistungen und die Anerkennung, die sie finden, sind es auch nur, die ihm die Kraft zu der stolzen Resignation geben, mit der er sein Dasein — dem die Zufriedenheit fehlt — klaglos erträgt. — Denn voll ist sein Ziel nicht erreicht. Er ist nicht ganz und gar Mensch geworden, trotz der „Durchschnittsbildung eines Europäers", trotz der Anhäufung von Wissen und trotz der „kaum mehr zu steigernden Erfolge". — Die folgende Stelle schließt sich unmittelbar unserem letzten Zitat an:

„Komme ich spät nachts von Banketten, aus wissenschaftlichen Gesellschaften, aus gemütlichem Beisammensein nach Hause, erwartet mich eine kleine halbdressierte Schimpansin, und ich lasse es mir nach Affenart bei ihr wohlgehen. Bei Tag will ich sie nicht sehen; sie hat nämlich den Irrsinn des verwirrten, dressierten Tieres im Blick; das erkenne nur ich, und ich kann es nicht ertragen." (Bericht, 187.)

Man sieht, trotz aller intellektuellen Leistungen ist das Triebleben äffisch geblieben. Hier klafft eine Lücke. Die Persönlichkeit ist gespalten.

Wir brauchen nicht viel hinzuzusetzen, um aus diesem Affenschicksal die Deutung zu gewinnen. Durch keine noch so gewaltige Anstrengung des Willens kann der Triebgestörte zu dem Leben eines vollentwickelten Menschen gelangen. Nachahmung bleibt Nachahmung. Diese Nachahmung ist ja nicht das freudige Sichaneignen eines Verhaltens, das der eigenen Natur gemäß ist:

„Ich wiederhole: es verlockte mich nicht, die Menschen nachzuahmen; ich ahmte nach, weil ich einen Ausweg suchte, aus keinem anderen Grund." (Bericht, 181.)

Es ist ein gewaltsamer Versuch, sich aus einer Zwangslage zu befreien. Menschen, die an Entwicklungshemmungen leiden, pflegen zu sagen: „Ich tue so, als wäre ich wie die anderen. Ich spiele Theater, wenn ich wie ein Erwachsener rede und handle.

Freilich gibt es auch in einem solchen Leben Befriedigungen:

„Diese Fortschritte! Dieses Eindringen der Wissensstrahlen von allen Seiten ins erwachende Hirn! Ich leugne nicht: es beglückte mich." (Bericht, 185.)

Ja, es ist nur ein Ausweg, den der Affe, den K. gefunden hat — nicht „dieses große Gefühl der Freiheit nach allen Seiten". — „Als Affe kannte ich es vielleicht" — geht es im Text weiter — „und ich habe Menschen kennengelernt, die sich danach sehnen." (Bericht, 162.)

Aber das Merkwürdige ist, daß der Ausweg dem Affen lieber ist, als jene „Freiheit nach allen Seiten".

„Was mich aber anlangt, verlangte ich Freiheit weder damals noch heute." (Bericht, 181.)

„Freiheit" bedeutet ja hier offenbar, der Käfig-Qual enthoben zu sein, den Druck der unbefriedigten Triebe nicht zu spüren — zufrieden zu sein, mit einem Wort. Der „Ausweg" aber ist der schmale und steile Weg zu einem künstlichen, gesteigerten, schwierigen, auf Triebsublimierung beruhenden Dasein, in dem man des Triebdrucks niemals ledig, zu außerordentlichen Leistungen genötigt und befähigt ist. Es ist das Dasein eines Künstlers, der keine Zufriedenheit kennt — sich über das Schicksal aber auch nicht beklagt, weil er die Zufriedenheit ja gar nicht will. — Wie würde denn die Freiheit aussehen?

„Oft habe ich in den Varietés vor meinem Auftreten irgendein Künstlerpaar oben an der Decke an Trapezen hantieren sehen. Sie schwangen sich, sie schaukelten, sie sprangen, sie schwebten einander in die Arme, einer trug den anderen an den Haaren mit dem Gebiß. ‚Auch das ist Menschenfreiheit', dachte ich, ‚selbstherrliche Bewegung'. Du Verspottung der heiligen Natur! Kein Bau würde standhalten vor dem Gelächter des Affentums bei diesem Anblick." (Bericht, 163.)

Dies Schaukeln und Sich-in-die-Arme-Schweben ist eine symbolische Darstellung der normalen Triebbefriedigung, aber zugleich auch ihre Verspottung. Der seelisch komplizierte, in stetem inneren Kampf gespannte Künstler verachtet die Monotonie im Leben des einfachen, seinen Trieben folgenden Menschen, mag diese Verachtung auch mit Neid gemischt sein.

Und nun verstehen wir, warum der Affe seiner körperlichen Verstümmelung gegenüber ein so ambivalentes Verhalten zur Schau trägt, warum, wenn er den Schuß, der ihn kastrierte, einen „frevelhaften" nennt, er die Worte einschaltet: „. . . wählen wir hier zu einem bestimmten Zweck ein bestimmtes Wort, das aber nicht mißverstanden werden wolle." (Bericht, 154.) Er erkennt, daß diese körperliche Beeinträchtigung die Bedingung seiner ungewöhnlichen Leistungen ist, und in diesem Sinn legt er Wert auf die „Narbe in seinem wohlgepflegten Pelz", die ihn von dem Journalisten unterscheidet und ihn zu einem exhibitionistischen Verhalten berechtigt, das jenem verwehrt ist. Der andere ist eben nur ein Journalist geworden, er selber aber ist ein Künstler.

Die Mischung von äffischen und menschlichen Zügen in dem Verfasser des „Berichts" zeigt genau das Bild des hochbegabten aber entwicklungs-

gehemmten — neurotisch erkrankten Menschen eines bestimmten Typs. Die intellektuellen Leistungen überragen durchaus den Durchschnitt, die beruflichen und gesellschaftlichen Beziehungen zu Menschen beruhen auf Routine und geschickter Nachahmung, das Triebleben, insbesondere das Sexualleben, ist äffisch, d. h. unentwickelt geblieben. Der Mangel reifer, normaler Männlichkeit ist teilweise kompensiert, aber nicht behoben.

Dies noch sehr lückenhafte, noch sehr schematische Bild von der Problematik der K.schen Seele werden wir nun durch die Ausdeutung einer zweiten Erzählung zu ergänzen suchen, die, so wenig das bei ihrer Lektüre zunächst in die Augen springen mag, mit dem Bericht des Affen mancherlei Verwandtschaft hat.

Die Verwandlung

Die Erzählung „Die Verwandlung“ beginnt damit, daß der Held, ein junger Handlungsreisender, eines Morgens, als er gerade im Begriffe ist, sich in Erfüllung seiner Berufspflichten auf eine Geschäftsreise zu begeben, beim Aufwachen entdeckt, daß er in ein häßliches, unappetitliches Insekt (etwa in eine Wanze, von freilich übernatürlicher Größe) verwandelt worden ist.

Eine Ursache dieser Verwandlung, aus der man etwa ihre Symbolbedeutung herleiten könnte, wird nicht genannt. Wir werden daher ihre Wirkungen, die Veränderungen, die sie hervorruft, studieren, um daraus auf ihren Sinn zu schließen.

Dem Eintritt der Verwandlung geht ein Zeitraum von fünf Jahren voraus, innerhalb dessen sich an dem Helden, Gregor Samson und an seiner elterlichen Familie, in der er lebt, eine stetige, immer im gleichen Sinn verlaufende Entwicklung vollzieht. Eingeleitet wird diese Entwicklung durch den Zusammenbruch des väterlichen Geschäftes, der eben um fünf Jahre dem Anfang der Erzählung vorausgeht. Dieses Ereignis veranlaßt Gregor, sich mit verdoppeltem Eifer seiner Berufstätigkeit hinzugeben, so daß er bald vom Kontoristen zum Reisenden avanciert, seine Einnahmen vermehrt und der Erhalter und Ernährer seiner Eltern und seiner Schwester wird. Die Mutter war wegen eines körperlichen Leidens immer schon untätig gewesen, der Vater versinkt, offenbar von seiner wirtschaftlichen Niederlage seelisch schwer getroffen, in einen Zustand physischer und psychischer Lethargie, in dem er sein Äußeres vernachlässigt, viel schläft, teilnahmslos vor sich hindämmert und meistens ruht. Die Schwester sorgt mit Hilfe eines Dienst-

mädchens für die Wirtschaft und widmet sich im übrigen ihrem Geigenspiel. Der Sohn, Gregor, dessen Ehrgeiz mit seinem Erfolge wächst, geht in der Sorge für die Familie schließlich so weit, daß er den Entschluß faßt, die Schwester aufs Konservatorium zu schicken, obwohl er sich deswegen in seiner geschäftlichen Bewegungsfreiheit würde einschränken müssen. Er nimmt sich vor, der Schwester diesen Plan am Weihnachtsabend — der beim Beginn der Erzählung kurz bevorsteht — zu verkünden, „ohne sich um irgendwelche Widerreden“ (Verwandlung, 63.) zu kümmern.

Nun tritt die Verwandlung ein. Gregor wird arbeitsunfähig und stirbt schließlich nach ein paar Monaten einen freiwilligen Hungertod, nachdem er eingesehen hat, daß er in diesem Zustande seiner Familie ein Grauen und eine schwere Last und Sorge ist.

Die Wirkung dieses Ereignisses auf die Familie ist die folgende: Die Schwester nimmt eine Stellung in einem Büro an, die Mutter näht Wäsche für ein Modengeschäft, der Vater wird Diener bei einer Bank. Die Geschichte endet mit einem gemeinsamen Ausflug von Vater, Mutter und Tochter, bei dem die wirtschaftliche Lage der Familie erörtert wird und sich als relativ sehr günstig herausstellt. Die letzten Sätze gelten hoffnungsvoll aufkeimenden Wünschen für eine glückliche Versorgung der „schönen und üppigen“ Tochter durch Heirat mit einem „braven Mann“.

Am auffälligsten aber ist die Veränderung, die im Laufe der Erzählung mit dem Vater vorgeht. Fast eine ganze Seite (49) ist ihrer Beschreibung gewidmet. Aus einem alten Manne, der meistens einen Schlafrock trägt, sich kaum allein vom Sessel erheben kann und beim mühseligen Gehen einen Krückstock benutzt, wird ein „gut aufgerichteter“, in eine „straffe blaue Uniform“ gekleideter Bankbeamter, dessen Blick unter buschigen Augenbrauen frisch und aufmerksam hervordringt, der das sonst „zerzauste weiße Haar zu einer peinlich-genauen, leuchtenden Scheitelfrisur niederkämmt“ und sein Doppelkinn über einem hohen steifen Kragen trägt. (Verwandlung, 49.)

Der Verlauf der Ereignisse ist also, zusammengefaßt, der, daß der Sohn an der beruflichen Niederlage des Vaters erstarkt, durch seine Tüchtigkeit den Erwerbssin und die Selbstachtung seines Vaters lähmt und schließlich in der Familie die Stellung des Vaters einnimmt, während dieser zu einem unselbständigen, hilflosen und pflegebedürftigen Wesen herabsinkt. — Nach der katastrophalen Verwandlung, die der Geschichte ihren Namen gegeben hat, vollzieht sich genau die umgekehrte Entwicklung; der Vater nimmt seine Stellung als Familienoberhaupt wieder ein, und der Sohn sinkt zum

unnützen Ballast herab, bis er durch seinen freiwilligen Tod die Familie erlöst.

Die Erzählung schildert also den Kampf zwischen Sohn und Vater wie er dem Ödipuskonflikt entspringt. Und zwar werden zwei Phasen dieses Kampfes hart gegeneinander gesetzt, eine erste, in der der Sohn im Vorteil ist, und eine zweite, in der der Vater den Sohn besiegt. Zwischen den beiden Phasen steht als die Grenze oder richtiger als das den Entwicklungssinn umkehrende Ereignis die Verwandlung.

Natürlich bedeutet die Verwandlung des Sohnes — psychologisch betrachtet — kein äußeres Ereignis, sondern einen inneren Wechsel der Triebrichtung. Sie ist eine Art Selbstbestrafung für das vorangehende, gegen den Vater gerichtete Konkurrenzstreben, ein Sich-Zurückziehen aus der anspruchsvollen genitalen Position.

Das Wort „Strafe“ scheint nicht angemessen zu sein, da doch der Sohn nichts anderes getan hat, als was ein reges Verantwortungsgefühl für die Familie einem jeden an seiner Stelle vorgeschrieben hätte.

Allein wir müssen damit rechnen, daß feindselige Gefühle gegenüber dem Vater, eben wegen ihrer Strafwürdigkeit, in der Erzählung nicht offen zum Ausdruck gelangen durften. Sehen wir recht genau zu, so können wir noch ihre verhüllten Spuren auffinden. Wenn nämlich auch das Handeln des Sohnes sowohl vor wie nach der Verwandlung so geschildert wird, daß ihn keinerlei Vorwurf treffen kann,[1] so ist doch das Verhalten des Vaters von einem deutlichen Rachedurst getragen: Dies Gefühl tritt zutage, wenn der Vater in dem Moment, wo er Gelegenheit und äußeren

1) Genau besehen, gibt es hievon sogar eine Ausnahme. Gregor will die Schwester aufs Konservatorium schicken, „ohne sich um irgendwelche Widerreden“ zu kümmern. Das ist sozusagen sein letzter und kühnster Wille vor dem Eintritt der Verwandlung. Dem steht, am Ende der Erzählung, der Wunsch der Eltern, die Tochter zu vermählen, gegenüber. Wenn Gregor also die Schwester aufs Konservatorium schicken wollte, so geschah das nicht nur aus brüderlichem Interesse an ihrer musikalischen Entwicklung, sondern — wie wir eben dem gegensätzlichen Wunsch der Eltern entnehmen können — um sie durch die Bindung an einen künstlerischen Beruf an einer Vermählung zu hindern. Die sich hierin ausdrückende brüderliche Eifersucht auf die Schwester mag nun ihrerseits wieder durch eine Verschiebung der der Mutter geltenden Eifersucht der Ödipussituation entstanden sein. Diese Überlegung mag eine Stütze darin finden, daß der Entschluß Gregors, die Schwester aufs Konservatorium zu schicken, sein letzter Gedanke vor der Verwandlung ist, von dem wir durch die Erzählung erfahren, so daß wir annehmen dürfen, die Verwandlung werde durch ihn ausgelöst. Daraus folgt, daß in diesem Entschlusse etwas zum Ausdrucke kommen muß, was geeignet ist, starke Schuldgefühle und somit ein starkes Strafbedürfnis auszulösen.

Anlaß hat, gegen den Sohn aggressiv vorzugehen, nicht nur „wütend" sondern auch „froh ist". (Verwandlung, 48.) Die verhüllende Tendenz hat hier bewirkt, daß die Schilderung der Haßgefühle des Sohnes gegen den Vater eingekleidet ist in die Schilderung der korrespondierenden Gefühle des Vaters gegen den Sohn. Diese Interpretation ist der Natur unserer psychologischen Deutung nach nicht nur eine allenfalls in Betracht kommende Möglichkeit, sondern geradezu eine Notwendigkeit. Denn jede markante Erscheinung innerhalb der Dichtung muß ihren psychologischen Grund in der Seele des Dichters haben, nichts Wesentliches darf als das zufällige Merkmal einer nun eben so gestalteten und angeblich wahrheitsgetreu abgeschilderten „Natur" oder „Umwelt" betrachtet werden.

Die Strafe, die sich K. durch die Verwandlung zudiktiert, hat einen grauenvollen, unheimlichen Charakter. Wir werden verschiedene Züge an ihr sondern müssen.

Das Tier, in das sich Gregor verwandelt, ist ein Insekt, ein unappetitliches, ekelerregendes Wesen. Aus den Speisen, die ihm vorgesetzt werden, wählt er sich das Verdorbene, Verfaulte, für Menschen Ungenießbare heraus. Das andere mag er nicht. Wir sehen, daß auch hier, wie in dem Bericht des Affen, die Tierheit ein niedrigeres, infantileres Entwicklungsniveau des Trieblebens bezeichnet. Es ist kein Zufall, daß das Tier hier ein Insekt ist, also ein Wesen, das auf der Stufenleiter der Entwicklung weit unter dem Affen steht. Was den Ekel betrifft, verläuft ja die Entwicklung so, daß zunächst eine Kotlust besteht, die gänzlich ekelfrei ist. Bei der Verdrängung der Kotlust entsteht der Ekel vor dem Kot. Solange die Verdrängung noch nicht konsolidiert ist, ist der Ekel heftig und das Objektbereich, auf das er sich richtet, verwaschen, da jede Kotähnlichkeit eines Genußmittels als solche erkannt und aufgegriffen wird und das betreffende Genußmittel in das Bereich des Ekelhaften hineinzieht. Mit zunehmender Konsolidierung der Kotlustverdrängung werden die Grenzen, die das Ekelhafte vom Nichtekelhaften trennen, schärfer und enger, weil keinerlei Kotlust mehr die Verwandtschaft oder Ähnlichkeit mit dem Kote *sucht*. Im Sinne dieser Tatsachen ekelt sich der vergleichsweise höher entwickelte Affe vor dem Schnaps, weil seine unvollkommen verdrängte Urinlust ihn dabei an Urin denken läßt, während das Insekt der „Verwandlung" noch ausgesprochene Lust am Unreinen, Ekelhaften, also am Kot empfindet und daher die verdorbene Speise ekelfrei genießen kann.

Nach dem, was wir uns eben überlegt haben, können wir bei der Verwandlung von einer Regression in die anale Phase sprechen.

Bemerkenswert ist, daß der Triumph des Sohnes über den Vater genau so von einem Schmutzigwerden des Vaters begleitet ist (und zwar nicht nur hier, sondern auch in anderen Dichtungen Kafkas), wie der Triumph des Vaters von einem Unreinwerden des Sohnes. Der Sohn kann sich nicht an des Vaters Stelle setzen, ohne daß sich der Vater an des Sohnes Stelle setzt. Die Unreinheit, die Analität, wird hier wie ein Dämon aufgefaßt, der, aus der einen Person ausgetrieben, in eine andere hineinfahren muß.[1] Die Triebe, die man in seinem Handeln nicht mehr zur Auswirkung kommen läßt, werden auf den Partner, auf den „Gegner" projiziert.

Ein weiteres Moment an der „Verwandlungsstrafe" ergibt sich aus dem Verhalten des Vaters gegen den Sohn. Wie wir schon sagten, kehrt sich das Machtverhältnis zwischen Vater und Sohn durch die Verwandlung des Sohnes um. Die bisher unterdrückte Feindseligkeit und Rachbegierde des Vaters — das Spiegelbild des von uns erschlossenen Ödipushasses, den der Sohn gegen den Vater hegt, äußern sich in zwei aggressiven Akten, bei denen der Vater den Sohn körperlich mißhandelt.

Die erste dieser Mißhandlungen ereignet sich, als der verwandelte Gregor in seiner Mißgestalt versucht, den über Gregors Ausbleiben erzürnten Prokuristen seiner Firma zu besänftigen und zu diesem Zweck sein Zimmer verläßt. Der Vater, von dem Entsetzen, das sowohl die Mutter wie den Prokuristen beim Anblick Gregors packt, angesteckt, sucht das „Insekt" unter wütendem Zischen zurückzuscheuchen. Gregor, der in seinem neuen Zustand seinen Körper nur mangelhaft beherrscht, bleibt in der nur halb geöffneten Tür seines Zimmers stecken, seine eine Flanke reibt sich wund, an der weißen Tür bleiben häßliche Flecke:

„. . . da gab ihm der Vater von hinten einen jetzt wahrhaft erlösenden starken Stoß, und er flog, heftig blutend, weit in sein Zimmer hinein." (Verwandlung, 27.)

Die zweite Mißhandlungsszene ist reicher an Einzelheiten: Die Schwester beabsichtigt, die Möbel aus Gregors Zimmer auszuräumen, um ihm dadurch das Herumkriechen zu erleichtern. Sie gewinnt auch die Mutter für diesen Plan, obwohl diese mit richtigem Instinkt zunächst dagegen Bedenken hat weil ein solches Tun den Sohn glauben machen müsse, die Familie sei von der Unveränderlichkeit seines jetzigen Zustandes überzeugt. Gregor, der sich früher die Entfernung der Möbel gewünscht, empfindet die Ausräumung

1) Vgl. „Die Affennatur raste, sich überkugelnd aus mir hinaus und weg, so daß mein erster Lehrer selbst davon fast äffisch wurde und in eine Heilanstalt gebracht werden mußte." (Bericht, 184.)

der ihm lieb gewordenen Einrichtungsgegenstände, da sie zur Tat werden soll, schmerzlich, und in dem Bestreben, wenigstens etwas zu retten, bricht er aus der Verborgenheit, in der er sich aus Rücksicht auf Mutter und Schwester hält, hervor und deckt mit seinem Leib ein Bild, das an der Wand hängt und eine Dame darstellt, die in Pelzhut und Pelzboa aufrecht dasitzend, „einen schweren Pelzmuff, in dem ihr ganzer Unterarm verschwunden ist, dem Beschauer entgegenhält". (Verwandlung, 5.) Die Mutter fällt bei seinem Anblick in Ohnmacht. Sie liegt in Gregors Zimmer; die Schwester, die sich um die Mutter bemüht, läßt Gregor im Wohnzimmer, wohin er ihr nachgefolgt war, zurück und sperrt die Tür seines Zimmers, damit er ihr nicht dorthin nachfolge. Gregor, der sich nun also im Wohnzimmer aufhält, wird dort vom Vater überrascht. Der, in falscher Auffassung von Gregors Verschulden an der Ohnmacht der Mutter, jagt den Sohn um den Tisch herum und bombardiert ihn schließlich mit Äpfeln:

„. . . da flog, knapp neben ihn leicht geschleudert, irgend etwas nieder und rollte vor ihm her. Es war ein Apfel. Gleich flog ein zweiter nach. . . . Ein schwach geworfener Apfel streifte Gregors Rücken, glitt aber unschädlich ab. Ein ihm sofort nachfliegender drang dagegen förmlich in Gregors Rücken ein. Gregor wollte sich weiterschleppen, als könne der überraschende, unglaubliche Schmerz mit dem Ortswechsel vergehen. Doch fühlte er sich wie festgenagelt und streckte sich in vollständiger Verwirrung aller Sinne." (Verwandlung, 51.)

Es sind zwei Mißhandlungsszenen. In der ersten Szene kommen zwei Verwundungen vor, in der zweiten sind es zwei Äpfel, die treffen. Diese mehrfach auftretende Zweizahl erinnert an die zwei Schüsse, die der Affe erhält, und dies bekräftigt die ohnehin naheliegende Deutung der Mißhandlungen als „Kastrationsakte" in jenem weiten Sinn, in dem wir das Wort auch bei der Besprechung des Affenberichts brauchten.

In der zweiten Szene finden wir auch leicht deutbare Anspielungen auf die sexuelle Basis der ganzen Vorgänge. Das Verhalten von Mutter und Schwester schildert mit unheimlicher Genauigkeit das typische Verhalten einer wohlgesinnten Familie gegen ein neurotisch erkranktes Mitglied. „Die Möbel werden ausgeräumt", d. h. das Familienleben wird auf die Neurose hin orientiert. Man gibt dem Erkrankten eine Sonderexistenz, macht, teils um ihm wohlzutun, teils um besser mit ihm auszukommen, Konzessionen und räumt Konfliktstoffe aus dem Wege. Auch die Gefahr, die hierin liegt, ist in der Erzählung angedeutet: Dies Verhalten raubt dem in die Regression Geflüchteten die letzten Beziehungen zur Realität. Dies empfindet K. instinktiv und, um wenigstens etwas von seinem früheren Leben zu retten,

stellt er sich schützend — und zwar durch Verhüllung schützend — vor seine Beziehung zur Frau, zur Sexualität. Aus anderen Werken Kafkas kann man entnehmen, daß der Pelz für ihn fast immer Symbol für das weibliche Genitale ist (wie dies Symbol auch im Folklore häufig angetroffen wird) und daß für K. als Liebesobjekt nur erotisch-aktive und aggressive Frauen in Betracht kommen. Diese Hinweise werden genügen, um die Bedeutung des „Bildes", das, wie im Anfang der Erzählung erwähnt wird, von Gregor aus einer illustrierten Zeitung ausgeschnitten wurde, verständlich zu machen.

Daß es sich hier wirklich um den Ödipuskonflikt, d. h. um die Eifersucht auf den Vater der Mutter wegen handelt, geht aus dem Ende der zweiten Mißhandlungsszene hervor, das sich unmittelbar an unser letztes Zitat anschließt:

„Nur mit dem letzten Blick sah er noch, wie die Tür seines Zimmers aufgerissen wurde und vor der schreienden Schwester die Mutter hervoreilte, im Hemd, denn die Schwester hatte sie entkleidet, um ihr in der Ohnmacht Atemfreiheit zu verschaffen, wie dann die Mutter auf den Vater zulief und ihr auf dem Weg die aufgebundenen Röcke, einer nach dem andern, zu Boden glitten, und wie sie stolpernd über die Röcke auf den Vater eindrang und, ihn umarmend, in gänzlicher Vereinigung mit ihm — nun versagte aber Gregors Sehkraft schon —, die Hände an des Vaters Hinterkopf, um Schonung von Gregors Leben bat." (Verwandlung, 51.)

Hier finden wir im unmittelbaren Zusammenhang mit der „kastrierenden", gewalttätigen Einschüchterung durch den Vater eine Urszenenbeobachtung des Sohnes angedeutet, kenntlichgemacht durch das typische, dem Verdrängungseffekt entsprechende „Erlahmen der Sehkraft".

Es mag vielleicht Befremden erregen, daß in der Erzählung sich zunächst die Verwandlung, d. h. also die Regression vollzieht und erst im weiteren Verlauf dieses Prozesses der Kastrationsschock und die Urszenenbeobachtung auftreten. Wenn wir aber — wie es im folgenden geschehen wird — diese Erlebnisse genauer betrachten, so werden wir, wenigstens was den Kastrationsschock angeht, finden, daß es gar nicht die ursprünglichen, der Regression zeitlich um Jahre voraufgehenden Kindheitserlebnisse sind, sondern Fortbildungen dieser Eindrücke, komplexe Gebilde, die durch Verflechtungen verschiedenartiger Strebungen innerhalb des Unbewußten entstanden sind. Aber auch da, wo — wie bei der „Urszenenbeobachtung" — eine Weiterbildung nicht zu erkennen ist, braucht nicht das entsprechende primäre Erlebnis gemeint zu sein, sondern nur ein Wiederauftauchen dieses Erlebnisses in der Erinnerung oder in der Phantasie. Denn die Symbolsprache

der Dichtung macht zwischen einem realen Erlebnis und dem Wiedervordringen des Verdrängten zum Bewußtsein keinen Unterschied.

Wir haben bisher an der Verwandlungsstrafe zwei Momente betrachtet: die Regression aufs Anale und die Wiederbelebung der Ödipussituation (Kastration, Urszenenbeobachtung). Wir kommen nun zu einem dritten Moment, dem für die besonderen Ziele unserer Untersuchung wichtigsten.

Wenn Gregor während seiner Strafzeit in Wiederholung des Kastrationserlebnisses von seinem Vater mißhandelt wird, so liegt hierin nicht nur eine Befriedigung des Strafbedürfnisses. Die Frucht, deren sich der Vater bei der Mißhandlung bedient, der Apfel, ist ja die typische, sprichwörtliche Belohnung des Kindes, wie sie beispielsweise in vielen „moralischen Erzählungen" vorkommt, von der Bedeutung des Apfels im Sündenfall der Bibel gar nicht zu reden. Was der Vater dem Sohne bei dem Bombardement gewährt, ist also nicht nur Strafe, sondern auch Lust, und zwar masochistische Lust. Wir ahnen nun, daß das „Unglaubliche, Überraschende" an dem Schmerz, den Gregor nach dem Apfelwurf empfindet, der Umstand ist, daß dieser Schmerz Lust enthält. Diese Lust ist es auch, die es bewirkt, daß Gregor sich „wie festgenagelt" fühlt und daß er sich „streckt" oder, wie wir jetzt sagen können, „wollüstig dehnt" in „vollständiger Verwirrung" aller Sinne. Die Verwirrung rührt natürlich ebenfalls daher, daß Schmerz und Lust sich aufs innigste vermischen.

Die Verletzungen treffen den Sohn allemal von hinten. In der ersten Szene ist es „ein Stoß von hinten", der ihn bluten läßt, die Äpfel in der zweiten Szene treffen seinen Rücken, und der eine von ihnen bleibt sogar darin stecken. Dies deutet darauf hin, daß der Masochismus hier mit der analen Sphäre zu tun hat, was gut damit zusammenstimmt, daß die Verwandlung in das schmutzige Insekt eine Regression auf anale Fixierungen darstellt. Man könnte sich etwa denken, daß die Wirkungen einer vom Vater erlittenen Züchtigung (Schläge auf das Gesäß) in Verbindung getreten ist einerseits mit der vom Vater angedrohten Kastration, anderseits mit den Lustgefühlen, die mit der Defäkation verbunden sind. Aus dem Zusammentreffen dieses Komplexes mit den Anregungen, die von einer Urszenenbeobachtung ausgegangen sind, mag sich als Resultante der Wunsch nach einer gewaltsamen Befruchtung durch den Vater in Form eines *coitus per anum* gebildet haben, ein Vorgang, dessen Bezeichnung durch die Apfelwurfszene dargestellt wird, wenn wir sie wie einen Rebus oder einen Kalauer auffassen. Unter Zuhilfenahme von Parallelen aus anderen Dichtungen Kafkas (die wir zum Teil noch erörtern werden) können wir noch

einen Schritt weitergehen und annehmen, daß auch das Steckenbleiben des Apfels im Rücken des „Insekts“ die Erfüllung eines Wunsches bedeutet, nämlich, bei diesem Koitus den Penis des Vaters als Ersatz für den verlorenen eigenen zu gewinnen.

Hiermit haben wir das in der kleinen Erzählung vorhandene Material soweit ausgeschöpft, wie es für die Zwecke der vorliegenden Arbeit erforderlich ist. Es erübrigt nur, die Beziehung zwischen ihr und dem Bericht des Affen herzustellen. Dazu wird uns eine Zeitangabe von Nutzen sein, die sich — hier wie dort — d. h. in beiden Dichtungen vorfindet. Im Affenbericht heißt es: „Nahezu fünf Jahre trennen mich vom Affentum . . .“ (Bericht, 146.)

Im Sinne der Deutung will dies besagen, daß seit dem Kastrationserlebnis fünf Jahre der Kompensationsarbeit vergangen sind, um K. zu der — wie gesagt recht unvollkommenen — Lösung zu führen, die durch den Beruf eines Varietékünstlers und die teilweise Menschenhaftigkeit des Affen symbolisiert ist.

Wir können es nicht als zufällig ansehen, daß auch in der Verwandlung ein Zeitraum von fünf Jahren vorkommt, und schließen daher, daß die beiden Zeiträume identisch sind. Die „fünf Jahre“ der „Verwandlung“ umfassen die Zeit von dem Zusammenbruch des väterlichen Geschäftes bis zu der Verwandlung Gregors, also eine Periode genitalen Aufschwunges. Demnach würde sich der Inhalt der „Verwandlung“ dem Inhalt des Affenberichtes anschließen; sofern man allein die aktuelle Gegenwart in diesen Erzählungen in Betracht zieht. Nimmt man auch auf die Vorgeschichten Rücksicht, so beginnt der Affenbericht ja mit der Kastration, die Verwandlung etwa kurz nach diesem Ereignis. Fünf Jahre der Entwicklung, die nun hier wie dort folgen, sind beiden Geschichten gemeinsam. In dieser Zeit erobert sich der Affe die Aufnahme in die Menschenwelt, Gregor wird das Oberhaupt der Familie. Während der Affenbericht an dieser Stelle abbricht, tritt in der „Verwandlung“ jetzt die Katastrophe ein. Es ist so, als ob die im Bericht des Affen gefundene „Lösung“ des Lebensproblems in der „Verwandlung“ als „doch nicht tragbar“ erkannt und verworfen würde.

In der Strafkolonie

Nach ihrem manifesten Inhalt schildert diese Erzählung das Strafsystem und die dazugehörige Hinrichtungsmaschine, die der „alte Kommandant“ der Strafkolonie nach eigenen Plänen dort einführte. Zu Beginn der Erzählung ist der „alte Kommandant“ schon tot; an seiner Stelle sitzt ein neuer Kommandant, der den Ideen des „Alten“ abgeneigt ist, und unter

dessen Führung das alte System seinem Ende entgegengeht, wie auch die Hinrichtungsmaschine, die es gewissermaßen verkörpert, langsam verfällt.

Die Handlung besteht darin, daß ein Forschungsreisender, der Einladung des neuen Kommandanten folgend, das einsame Tal, in dem die Maschine steht, aufsucht, um sich bei Gelegenheit einer gerade stattfindenden Exekution von dem „Offizier", einem fanatischen Anhänger des alten Systems, die Maschine zeigen und ihren Gebrauch vorführen zu lassen. Der Offizier hofft, in dem Reisenden einen Parteigänger und Fürsprecher des alten Systems zu gewinnen, und tut alles, ihn für die Maschine und das Strafverfahren einzunehmen. Das ablehnende Urteil des Reisenden besiegelt das Schicksal der Partei des alten Kommandanten.

Das Vergehen des Verurteilten besteht in einer Tat der Auflehnung gegenüber seinem Vorgesetzten, einem Hauptmann. Es wird sehr flüchtig abgetan, wie ja auch der Verurteilte selbst als ein „stumpfsinniger, hündischergeben" dreinschauender Mensch, wenig Interesse beansprucht.

Wir aber wollen uns gleichwohl für seine Tat interessieren:

Der Hauptmann findet seinen Burschen schlafend, während er der Dienstordnung nach wachen sollte, holt die Reitpeitsche und schlägt ihn übers Gesicht. Statt nun aufzustehen und um Verzeihung zu bitten, faßt der Mann seinen Herrn bei den Beinen, schüttelt ihn und ruft:

„Wirf die Peitsche weg, oder ich fresse dich." (Strafkolonie, 19.)

Der Vorgesetzte, also in diesem Falle der „Hauptmann", ist eine Vaterfigur. Das Delikt bedeutet den uns aus der Verwandlung schon bekannten Versuch, den Vater zu überwältigen. Die Aufforderung, die Peitsche wegzuwerfen, deutet auf eine Kastrationsabsicht. Die Androhung des Auffressens verrät den Wunsch, sich den Vater einzuverleiben (um dadurch zum Vater zu werden), eine Tendenz, die an die Bedeutung des Schnapstrinkens im Affenbericht erinnert. Die schon bei der Besprechung der Verwandlung angemerkte Doppelheit der Ziele des Ödipuskampfes mit dem Vater zeigt sich auch hier. Entweder der Vater soll die Peitsche wegwerfen, sich also selbst kastrieren und so zum unmännlichen (schmutzigen) Kinde werden, oder der Sohn wird zum Vater werden. (Durch Verschlingen des Vaters.) Aus der Verwandlung wissen wir nun schon, daß diese beiden Möglichkeiten untrennbar miteinander verknüpft sind, sozusagen das gleiche bedeuten. Die Alternative, die der Bursche dem Hauptmann stellt, ist also nur eine scheinbare, wie das in der Sprache des täglichen Lebens sehr häufig vorkommt und als Mittel einer vulgären Redekunst meistens eine Verspottung des Angeredeten bezweckt.

Auf die Meldung des Hauptmanns von dem Vorfall — so erzählt der Offizier dem Reisenden — habe er, der Offizier, gleich das Urteil verfaßt, ohne den Burschen zu verhören oder ihm Gelegenheit zur Verteidigung zu geben, denn:

„Der Grundsatz, nach dem ich entscheide, ist: Die Schuld ist immer zweifellos." (Strafkolonie, 18.)

Die Strafe, die den Verurteilten erwartet, ist fürchterlich. Die „Maschine", die sinnreiche Erfindung des alten Kommandanten, schreibt, oder richtiger, sticht den Urteilsspruch dem Verurteilten mit Nadeln in die Haut, um ihn erst nach zwölfstündiger Qual zu töten. Zu dieser Hinrichtung muß der Verurteilte entkleidet werden. Dies geschieht so, daß der „Soldat" (der dem Offizier bei der Exekution assistiert) dem Verurteilten „mit einem Messer hinten Hemd und Hose durchschneidet". (Strafkolonie, 29.) Schon diese Art des Entkleidens, die ja nicht zweckmäßiger ist als irgendeine andere, gibt der Strafe den Charakter des „Angriffes von hinten", wie er auch der Verwandlungsstrafe eigentümlich ist.

Zur Exekution wird der Verurteilte auf ein mit Watte bedecktes Lager — im Volksmund „das Bett" geheißen — gelegt, und zwar bäuchlings, so daß die von oben her wirkenden Nadeln in die Rückseite des Körpers eindringen. Freilich erzählt der Offizier, daß die Maschine während der Exekution den Körper herumwälzt, so daß der ganze Körper des Delinquenten mit den Schriftzeichen und den Verzierungen des Urteils bedeckt wird. In der Dichtung selbst aber kommt es zu diesem Stadium der Exekution gar nicht; was unmittelbar geschildert wird, ist immer nur die Bauchlage. Diese muß daher auch für unsere Deutung entscheidend sein.

An der Maschine gibt es zwei Arten von Nadeln, lange und kurze. Sie stehen paarweise zusammen, jedesmal steht eine lange bei einer kurzen. Die lange Nadel dringt in den Körper ein; die kurze ist hohl und spritzt Wasser aus, um das Blut abzuwaschen.

„Früher aber tropften die schreibenden Nadeln eine beizende Flüssigkeit aus, die heute nicht mehr verwendet werden darf." (Strafkolonie, 37.)

An den Ecken des „Bettes" erheben sich vier Messingstangen; diese tragen den Zeichner, einen Kasten von der Größe des Bettes, in dem das „Räderwerk" der Maschine untergebracht ist und in den die Zeichenvorlage eingelegt wird, die Form und Inhalt der Beschriftung bestimmt.

An einem Stahlseil hängt vom Zeichner die „Egge" herab, eben jenes System von Nadeln, das den Körper des Verurteilten beschreibt.

„Bett und Egge“ zittern rhythmisch und genau abgemessen in feinster Bewegung, wodurch die Stiche und die aus den Stichwunden gebildete reichverzierte Schrift zustandekommen.

„Wenn der Mann auf dem Bett liegt und dieses ins Zittern gebracht ist, wird die Egge auf den Körper gesenkt. Sie stellt sich von selbst so ein, daß sie nur knapp mit den Spitzen den Körper berührt; ist die Einstellung vollzogen, strafft sich sofort das Stahlseil zu einer Stange.“

Die Ähnlichkeit des ganzen Vorganges mit einem Koitus springt in die Augen: Das zur Stange sich straffende Stahlseil deutet die Erektion an. Die Nadeln, die zugleich stechen und eine Flüssigkeit ausspritzen, stellen Penes dar. Die „beizende“ Flüssigkeit, die die Nadeln früher austropften, dürfte Urin bedeuten, der seines Säuregehalts wegen wohl als „beizend“ empfunden werden kann, so, wie er in dem Bericht des Affen und auch sonst bei Kafka durch den „scharfen, brennenden“ Schnaps symbolisiert wird. Wenn gesagt wird, daß diese beizende Flüssigkeit früher gebraucht wurde, jetzt aber nicht mehr verwendet werden darf, so kann darin zum Ausdruck kommen, daß die Vorstellung, das Sexualsekret sei Urin, eine alte, kindliche Vorstellung ist, die zu einer Zeit, als die Strafphantasie noch modulationsfähig war, der wachsenden Einsicht zum Opfer fiel. Das rhythmische Zittern des Bettes und der Egge ahmt die rhythmischen Bewegungen der beiden koitierenden Partner nach.

Wir haben hier als Strafe für die Auflehnung gegen den Vater eine Marterung, die die Züge eines mit grausamer Gewaltsamkeit ausgeführten *coitus a tergo* trägt, und befinden uns damit in guter Übereinstimmung mit der Deutung, die wir für die Apfelwurfsszene der Verwandlung fanden. Diese Übereinstimmung berechtigt uns zu der Vermutung, daß auch die Marterung der „Strafkolonie“ ein Lustmoment enthält. Dafür finden wir auch die ein und andere Bestätigung im Text der Erzählung, obwohl hier wie in der „Verwandlung“ gerade über den Lustcharakter der Strafe die dichtesten Schleier gebreitet sind:

„Wie still wird dann aber der Mann um die sechste Stunde! Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es. Von hier aus verbreitet es sich. Ein Anblick, der einen verführen könnte, sich mit unter die Egge zu legen.“ (Strafkolonie, 36.)

Und an einer anderen Stelle heißt es:

„Wie nahmen wir alle den Ausdruck der Verklärung von dem gemarterten Gesicht . . .“ (Strafkolonie, 38.)

Und da, wo von der mißglückten Marterung des Offiziers selbst die Rede ist:

„Kein Zeichen der versprochenen Erlösung war zu entdecken. Was alle andern in der Maschine gefunden hatten, der Offizier fand es nicht . . ." (Strafkolonie, 65.)

Wir sagten schon, daß die Hinrichtung als ein Vom-Vater-koitiert-Werden aufzufassen sei. Aber genau wie in der „Verwandlung" die Apfelwurfsszene erst das Ende eines Entwicklungsverlaufes innerhalb der Regressionsphase darstellt, und erst durch Reaktivierung der Kastrationserlebnisse und anderer Triebumwandlungen (Speise-Ekel, Kot-Lust) die komplexe, aus analen und masochistischen Strebungen, aus einer homosexuellen Identifizierung mit der Mutter und einem Verlangen nach dem väterlichen Penis zusammengewobene Libidoorganisation zustandekommt, die das Genießen der in der Apfelwurfsszene gebotenen Lust ermöglicht, so durchläuft auch in der Strafkolonie die Libidogestaltung des Verurteilten einige Phasen, ehe die Möglichkeit zu dem orgastischen Erlebnis der Hinrichtung erreicht wird.

Wenn der Verurteilte auf das „Bett" geschnallt wird, dringt ihm ein Filzstumpf in den Mund.

„Er hat den Zweck, am Schreien und am Zerbeißen der Zunge zu hindern" (Strafkolonie, 12), wie der Offizier in seinen einleitenden Erläuterungen bemerkt. Nachher, wenn die Exekution an dem Verurteilten wirklich vorgenommen wird, verursacht dieser Filz eine Störung. Da er infolge der Vernachlässigung der Maschine, die sich der neue Kommandant zuschulden kommen läßt, lange nicht erneuert worden ist, so ruft er bei dem Verurteilten einen unwiderstehlichen Brechreiz hervor.

„Wie kann man ohne Ekel diesen Filz in den Mund nehmen, an dem mehr als hundert Männer im Sterben gesaugt und gebissen haben." (Strafkolonie, 34.)

Wir betrachten nun wieder den normalen Exekutionsverlauf, wie er sich, wenn kein Zwischenfall eintritt, vollziehen soll:

„Nach zwei Stunden wird der Filz entfernt, denn der Mann hat keine Kraft zum Schreien mehr. Hier, in diesen elektrisch geheizten Napf am Kopfende wird warmer Reisbrei gelegt, aus dem der Mann, wenn er Lust hat, nehmen kann, was er mit der Zunge erhascht. Keiner versäumt die Gelegenheit . . . Erst um die sechste Stunde verliert er das Vergnügen am Essen . . . Der Mann schluckt den letzten Bissen selten, er dreht ihn nur im Munde und speit ihn in die Grube. Ich muß mich dann bücken, sonst fährt es mir ins Gesicht." (Strafkolonie, 27.)

Wenn wir uns über die Bedeutung dieser oralen Zeremonien klar zu werden suchen, so fällt uns zunächst der Reisbrei als die typische Kinderspeise ins Auge, an dem sich der Verurteilte eine Zeitlang (von der zweiten

bis zur sechsten Stunde) erquickt. Da wir die ganzen Vorgänge in die Kinderzeit zu verlegen haben, bedeutet der Reisbrei die normale Nahrung, und das Verlangen nach dem Reisbrei die normale Eßlust. Diese normale Eßlust erleidet nun um die sechste Stunde (das sechste Lebensjahr?) eine Störung, und zwar dadurch, daß das Kind mit dem Essen im Munde spielt; das bedeutet, daß die Funktion der Nahrungsaufnahme erotisiert worden ist und ihrem eigentlichen Zweck dadurch entfremdet. Dieser neue Lustgewinn läßt sich nicht lange ausbeuten; dann wird diese Betätigung von einem inneren Verbot des „Ich“ getroffen und die Kaulust oder Zungenspiellust verwandelt sich in Ekel: Der Bissen wird ausgespieen, und die Lustgewinnung geht von der oralen Zone auf die anale über, denn nun setzt ja die orgastische Verklärung und Erlösung ein, bei der der Verurteilte den Urteilsspruch — mit Hilfe seiner Wunden — zu entziffern beginnt. Daß zu diesem Erkenntnis-Orgasmus aber auch die der oralen Zone angehörige Libido einen Beitrag liefert, werden wir später zu zeigen versuchen.

Welche ältere libidinöse Strebung ist es nun, die sich an die Stelle der normalen Eßlust setzt und sich unter der Wirkung der Zensur in Ekel verwandelt? — Vermutlich war diese Strebung schon einmal, nämlich in ihrer primären Form verdrängt und durch Ekel abgelöst und hat dann die Gelegenheit des Essens benutzt, um wieder für eine Weile als Lustquelle manifest zu werden. Nun ruft die Aufnahme des abgenutzten Filzstumpfes beim Verurteilten Erbrechen, also Ekel hervor, so daß wir auch hier die Spuren einer verdrängten oralen Lust gefunden haben. Nehmen wir diese Tatsache mit dem Umstand zusammen, daß bei der ordnungsgemäßen Exekution der Mund des Delinquenten zunächst zwei Stunden lang durch den Filz ausgefüllt wird — um den Verurteilten am Schreien ... zu verhindern! — und daß dann der Filz entfernt und durch den Reisbrei ersetzt wird, so werden wir in dem Filz die mütterliche Brustwarze erkennen, die ja auch das Schreien des Kindes „verhindert“, und in dem Spiel mit dem Essen (Herumdrehen des Bissens) eine Reaktivierung der Sauglust. Das Saugen an der Mutterbrust (zwei Zeiteinheiten), darauf das Essen von Reisbrei (vier Zeiteinheiten), dies stellt ziemlich genau ein Stück der Entwicklung der oralen Sphäre in der Kindheit dar. Die dann auftretende Eßstörung (Spielen mit dem Bissen, Ausspeien des Bissens, Aufhören mit Essen) und der Übergang zur analen Lust (wie wir der Kürze halber sagen wollen) ist durch Andeutungen der Erzählung selbst nicht weiter motiviert. Wir müssen annehmen, daß ein Fortschritt in der

Triebentwicklung — vielleicht in Richtung auf das Anale — auch auf die Munderotik Einfluß nimmt, den Vorgang des Essens umdeutet, ihn dadurch zensurwidrig macht und ihn so dem Verbot des Ich anheimfallen läßt. Dies ist die Deutung des normalen Verlaufes der Exekution, die uns ein Stück der frühesten Libidoentwicklung K.s in schattenhaften Umrissen zeigt. Die Besonderheiten bei der Exekution des verurteilten Burschen scheinen uns eine im ganzen zeitlich spätere Stufenfolge anzudeuten, die eine modifizierte Wiederholung der durch die normale Exekution symbolisierten früheren Entwicklung darstellen dürfte.

Beim Festschnallen der rechten Hand des Burschen reißt dem Soldaten der Riemen. Darauf folgt eine Klage des Offiziers über die Vernachlässigung, mit der die Maschine behandelt wird, und hierauf die Einführung des Filzes und das Erbrechen des Verurteilten, worauf sich der Offizier wiederum beklagt, und zwar diesmal über die Weichherzigkeit des neuen Kommandanten, der sich nicht dazu verstehen will, den Verurteilten den letzten Tag über fasten zu lassen, und es gestattet, daß seine Damen dem Verurteilten „den Hals mit Zuckersachen vollstopfen".

„Riemen" ist ein vulgärer Ausdruck für den Penis. Das Abreißen des Riemens deutet die Kastration an. Da der Riemen bestimmt war, die rechte Hand zu „fesseln", und die als Ersatz gewählte Kette „die Zartheit der Schwingung für den rechten Arm beeinträchtigt", können wir uns vorstellen, daß die Kastrationsdrohung ein Onanieverbot war. Als Entschädigung für die versagte Onanie wurde das Saugen — vielleicht als Daumenlutschen — reaktiviert. (Die Hand ist ja nun nicht mehr durch den Penis „unten" gefesselt.) Bei einer solchen Verschiebung der Libido von unten nach oben ist es wohl nie etwas *rein* Quantitatives, was verschoben wird. Etwas von dem qualitativen Wesen des Penis geht auf den Daumen über oder gegebenenfalls auf die Brustwarze der Mutter, die ja auch durch den Lutschdaumen repräsentiert wird.

Handelte es sich nur darum, den Ekel vor dem Filz zu erklären, so wären wir schon fertig: Die von der Onanie auf eine Saugphantasie verschobene Libido stößt auf die bei der Entwöhnung gebildete Saugtriebabwehr und wird dadurch in Ekel verwandelt. Schwierigkeiten macht der Hinweis auf die „mehr als hundert" Männer, die an dem Filz vorher gesaugt und gebissen haben. Man könnte hier an die Eifersucht auf jüngere Geschwister denken, die von der Mutter genährt werden. Von solcher Eifersucht finden wir bei Kafka sonst nirgends eine Andeutung und meinen darum, diese Deutung aufgeben zu müssen. Dagegen dürfen wir nach

unserer obigen Bemerkung hinsichtlich der Übertragung des Penischarakters auf das Objekt der Sauglust uns vorstellen, daß ein Saugen an einem „mütterlichen Penis“ phantasiert wird. In der Erzählung „Ein Landarzt“ finden wir Andeutungen der — ja sehr häufigen — infantilen Sexualtheorie, nach der die Vagina der Frau dadurch zustande kommt, daß der Mann den Penis der Frau abbeißt. Wenn wir daran denken, daß wir uns bei diesen oralen Strebungen in der phallischen Phase K.s befinden (Onanie und Kastrationsdrohung!), so gelingt es uns nun, in dem Hinweis auf die „hundert Männer“ eine Eifersucht auf den Vater zu erkennen, der den Penis der Mutter abgebissen hat — „hundertmal ehe K. ihn hätte abbeißen können“.

Der Ekel vor dem Filz entspringt, wie wir jetzt sehen, nicht sowohl einer verdrängten Sauglust als vielmehr einer verdrängten Beißlust; dies findet eine Bestätigung darin, daß der Filz ja nicht nur „am Schreien“ sondern auch „am Zerbeißen der Zunge“ hindern soll. Dieses „Hindern“ besorgt der Filz natürlich auf mechanischem Wege; aber zugleich auch auf einem psychologischen. Die Beißlust, die ohne den Filz die Zunge zum Objekt genommen hätte, kann sich jetzt an dem Filz austoben und darum die Zunge verschonen. Auf „das Zerbeißen der Zunge“ werden wir später noch in einem anderen Zusammenhang zurückkommen. Jetzt wollen wir uns die Frage vorlegen, ob wir aus dieser Aufklärung über den Grund des Ekels, den der Verurteilte vor dem Filz empfindet, auch Nutzen ziehen können für das Verständnis des Speiseekels, der den Verurteilten veranlaßt, den letzten Bissen auszuspeien. Wir waren aber über das in diesem Speiseekel liegende Problem hinweggegangen, indem wir die sehr allgemein gehaltene Vermutung aussprachen, irgendeine Triebwandlung werde zu einer Umdeutung des Essens in eine — verbotene — Form der Lustgewinnung geführt haben. Jetzt können wir die speziellere Vermutung wagen, daß die Eßstörung auf einer auftauchenden Beißlust und auf deren Verdrängung beruht. Der letzte Bissen wird nicht hinuntergeschluckt sondern ausgespieen, und der Offizier muß sich ducken, damit es ihm nicht ins Gesicht fliegt. Hieraus kann man erkennen, daß in dem Essen ein aggressiver Impuls erlebt wird, der gegen den Vater gerichtet ist. (Denn für den Verurteilten ist der strafende Offizier eine Vaterfigur.) So wird auch durch den Ekel vor dem Filz ein Erbrechen hervorgerufen, in dem der Verurteilte die Maschine, d. h. den väterlichen Genitalapparat verunreinigt. Wir dürfen nun schließen, daß der aggressive Impuls gegen den Vater und die Beißlust identisch sind, so daß wir von einem Antrieb, den Vater zu beißen, sprechen

können. Dieser Antrieb ist uns ja schon bekannt als die Reaktion des Verurteilten auf die Peitschenschläge des Hauptmanns, wo der Verurteilte ausruft: „Wirf die Peitsche weg, oder ich fresse Dich!“ Hier, beim Hinrichtungsakt, wird der Beißtrieb zweimal geweckt, einmal durch das Eindringen des Filzes, das wir wegen seines zeitlichen Verhältnisses zum Reisbreiessen mit der Ernährung an der Mutterbrust in Verbindung bringen durften, das zweitemal durch den Fortschritt der Marterung, wodurch natürlich feindselige Impulse gegen den Vater aktiviert werden.[1] Wir finden hier eine Bestätigung für unsere Erklärung des Zusammenhangs zwischen Männlichkeitserwerb und Schnapstrinken im Bericht des Affen. In dem Schnapstrinken vereinigt sich wie hier beim Filzekel die Vorstellung des Saugens und Trinkens mit der einer Aggression, und zwar einer oralen Aggression gegen den Vater, genauer: gegen den väterlichen Penis.

Nach diesen Betrachtungen müssen wir sagen, daß der in der „Strafkolonie“ agierende Sadismus zu einem großen Teil oraler Natur ist, während der Sadismus, der in der „Verwandlung“ zum Ausdruck kommt, im wesentlichen anale Züge zeigt. Genau besehen, konnten wir freilich in der „Strafkolonie“ einen oralen Sadismus nur auf seiten des „Sohnes“ nachweisen — und das ist auffällig.

Im Unbewußten herrscht mit größter Strenge das Gesetz der Talion, nach dem die Strafe dem Verbrechen gleichartig sein muß. In der „Verwandlung“ war dies Gesetz erfüllt. Wirtschaftlicher Aufschwung des Sohnes und wirtschaftlicher Niedergang des Vaters werden durch das umgekehrte Verhältnis gesühnt; dem früheren Schmutzigwerden des Vaters entspricht als Strafe ein Unreinwerden des Sohnes. Die anale Mißhandlung in der Apfelwurfsszene ist eine „Heimzahlung“ des „Geldes“, das der Sohn den Eltern gezahlt hatte. (Geld = Kot.) Der Verfügung des Sohnes über die Schwester steht eine entgegengesetzte Verfügung der Eltern über die Schwester gegenüber. Was entspricht nun in der „Strafkolonie“ der oralen Aggression des rebellierenden Sohnes? Nun, wir können die Maschine auch als ein beißendes Werkzeug auffassen, das den lebenden Bissen herumwälzt, ihn mit Speichel benetzt und zerkaut, um ihn schließlich zu verschlingen, d. h. in die bei der Maschine befindliche Grube zu werfen, „wo er auf das Blutwasser und die Watte niederklatscht“. (Strafkolonie, 29.) Dabei hat die Grube nicht etwa den Magen sondern wohl die Abortgrube zu repräsentieren, dafür spricht ihr ausgesprochen schmutziger Charakter. Diese zweite

1) Wir vermuten, daß die hier besprochenen Zusammenhänge auch ein Licht auf die heute noch bestehende Sitte der sogenannten „Henkersmahlzeit“ werfen.

Deutung der Hinrichtungsmaschine steht natürlich nicht im Widerspruch mit der zuerst gegebenen, wonach sie den väterlichen Genitalapparat darstellt. Die beiden Deutungen überlagern sich vielmehr, und sie treffen sich in der Rolle, die das Anale in beiden Deutungen spielt. Bei der ersten Deutung dringt der Penis des Vaters von hinten in den Körper des Sohnes ein und übt eine Reizung aus, deren Lustbestandteil wir der analen, durch den Kotreiz ausgelösten Lust vergleichen konnten, in der zweiten Deutung wird der Sohn vom Vater verschlungen und wie ein Kotballen ausgestoßen und in die schmutzige Grube geworfen. Das Anale tritt hier also in zwei Erscheinungen auf: Einmal in der durch einen Kotpenis (wie wir der Kürze halber sagen wollen) bewirkten Lustempfindung, das andere Mal durch das „Ganz-und-gar-Kot-Werden der Sohnesfigur. Beide Erscheinungsformen des Analen treten auch in der „Verwandlung" auf. Die erste im Apfelwurf, die zweite in dem Ganz-und-gar-zum-schmutzigen-(braunen)-Insekt-Werden des Sohnes.

Es ist wichtig, daß wir das Gemeinsame in diesen Dichtungen lebhaft herausfühlen, um die Unterschiede zwischen ihnen und die Entwicklung, durch die sie bedingt sind, um so deutlicher empfinden zu können. Das Gemeinsame liegt im Stofflichen. Wir wollen es, so gut es geht, benennen, und bezeichnen es als „Hingabe an die Bestrafung der Ödipustat". Der Unterschiede sind mehrere, und wir müssen sie einzeln betrachten und auf ihre Bedeutung prüfen.

Der auffallendste Unterschied ist vielleicht der, daß es in der „Verwandlung" offensichtlich die Hauptperson der Erzählung, der „Held" der Geschichte ist, der die Ödipustat vollzieht und die darauf folgende Strafe erduldet, während in der „Strafkolonie" der sich gegen die Vatergewalt des Vorgesetzten auflehnende Rebell ein armer, tierisch-dumpfer, stumpfsinniger Mensch ist, der in der Geschichte eine äußerst nebensächliche Rolle spielt.

Durch diese Personenverteilung — aber auch durch die Ausführlichkeit, oder besser Nicht-Ausführlichkeit der Darstellung — kommt in der „Strafkolonie" die Auflehnungsphase gegenüber der Bestrafungsphase gewaltig zu kurz. Verglichen mit dem entsprechenden Verhältnis in der „Verwandlung", und dies als Ausgangspunkt betrachtet, hat hier eine sehr deutliche Akzentverschiebung zugunsten der Bestrafung stattgefunden.

Dies zeigt sich auch in der psychologischen Motivierung, der „Auflehnung". Während in dem Affenbericht das Wiederaufleben nach dem Kastrationsschock, durch das hier die Auflehnungsphase repräsentiert wird, ein sinnvoll-planmäßiges Ringen um den Eintritt in die Menschheit ist, wobei aber

der Kampf nur gegen die eigene Affennatur geführt wird, und eine nach außen gewandte Aggressivität allein in der unbetonten Bemerkung über das Äffischwerden eines Lehrers schattenhaft in Erscheinung tritt, kollidiert in der „Verwandlung" das „Erwachsen werden" des Sohnes ganz offensichtlich mit dem Interesse des Vaters, wobei freilich die bewußte Absicht des Sohnes eine friedliche, ja sogar liebevolle bleibt; in der „Strafkolonie" endlich stellt die Auflehnung einen primitiven, unüberlegten und von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilten „Ausbruch" dar, wobei die der Vatergestalt geltenden Haßgefühle deutlich sichtbar werden. Nur die moralische Integrität der Sohnesfigur bleibt auch hier gewahrt. Die Insubordination des Burschen gegenüber dem Hauptmann ist so geschildert, daß das Rechtsgefühl des Lesers sich auf die Seite des Burschen stellen muß, wenn auch der „Offizier" die Tat bedingungslos verdammt.

Was die Auflehnung verliert, gewinnt die Strafe. In dem Affenbericht ist sie kaum als solche erkennbar: „Ich beklage mich nicht, bin aber auch nicht zufrieden." (Bericht, 186.) Das ist alles, was sich in dem Bericht an Hindeutungen auf ein dem Aufstieg des Affen folgendes „Arges" finden läßt. — In der „Verwandlung" besteht die Strafe in einer alle Existenzbedingungen des Sohnes umstürzenden und ihn dem Tod in die Arme treibenden Katastrophe und in körperlichen, das Kastrationserlebnis reaktivierenden Mißhandlungen durch den Vater. Überdies steckt in dem durch diese Mißhandlungen bereiteten Schmerz auch eine Lust, die aber nur zaghaft angedeutet und schwer hinter den Verhüllungen zu erkennen ist.

Einen völlig anderen Aspekt gewinnt die Strafe in der „Strafkolonie". Zunächst fällt es auf, daß ihr Zusammenhang mit der Straftat erheblich gelockert ist. Denn die Straftat ist ja ein herzlich unbedeutender Einzelfall, der nur erwähnt wird, weil er ein — wie es scheinen will — zufälliger Anlaß oder Vorwand für die Strafe ist. Die Strafe aber, wie die begeisterten Worte des Offiziers sie uns schildern, ist kein Einzelfall, sondern ein System, eine Institution. Sie erscheint uns als eine lange, unüberblickbare Reihe von Exekutionen, vollzogen an gleichgültigen, namenlosen „Opfern" für unbekannte, mit keinem Wort erwähnte Taten, so daß keine Teilnahme für das Individuum unsere Aufmerksamkeit ablenkt von der Würdigung des Scharfsinnes, des Ernstes und der liebevollen Mühegabe, die an die Exekutionen gewendet werden.

Wir ahnen schon, daß an dieser Akzentuierung der Strafe in der „Strafkolonie" der Umstand schuld hat, daß hier das in der Strafe liegende Lustmoment eine viel größere Rolle spielt als etwa in der „Verwandlung". Diese

Tatsache hat zwei Folgen, die beide ihren Grund darin haben, daß der masochistische, aus einer homosexuellen Einstellung zum Vater geschöpfte Lustgewinn natürlich dem männlichen Selbstbewußtsein K.s besonders zuwider ist. Die eine Folge besteht in der Übertragung der Leidensrolle von dem K. unmittelbar vertretenden Offizier auf eine Nebenperson (den Verurteilten). Der Offizier genießt die anal-masochistische Lust des Verurteilten — oder vielmehr der vielen Verurteilten, die er hinrichtet — zwar auch selbst, aber doch nur durch die Einfühlung und Identifizierung, wie sie der Zuschauer vollzieht. Man kann sich vorstellen, daß die Entwicklung K.s von einem Stadium masochistischer Phantasien infolge eines von der Zensur ausgeübten Druckes zu einem Stadium führte, in dem diese Phantasien durch sadistische ersetzt werden mußten. Daß diese Entwicklung keine eigentliche Überwindung der masochistischen Triebgestaltung im Sinne einer Lockerung der die ursprünglichen sadistischen Antriebe niederhaltenden Verdrängung ist, sondern selbst ein Verdrängungsprodukt, geht aus der Stellung des Offiziers zu der Vatergestalt des alten Kommandanten hervor. Gegenüber dem alten Kommandanten empfindet der Offizier nichts als Liebe und ehrfurchtsvolle Bewunderung. Keine Spur einer rivalisierenden, rebellischen Tendenz, wie sie dem Ödipuskomplex angehören würde, ist hier zu finden. Der ganze Vaterhaß K.s ist aus der Seele des Offiziers herausgelöst auf die unbedeutende und kulturlose Gestalt des Delinquenten übertragen und so isoliert.

Die zweite Folge des Anwachsens der anal-masochistischen Lust und der dadurch wachgerufenen herberen Kritik der höheren Instanzen ist die Entpersönlichung der Strafe. Die „Strafe“ ist eigentlich erst hier — in der „Strafkolonie“ — zu einer „Strafe“ im juristischen Sinne geworden. In der „Verwandlung“ war sie noch als ein väterlicher Racheakt dargestellt, soweit sie nicht als eine freiwillige Bußetat des Sohnes erschien oder als eine Vergeltung des Schicksals. An die Stelle des individuellen Vaters ist hier die durch den Tod entrückte und verklärte, schon legendär gewordene Persönlichkeit des alten Kommandanten getreten, einer Amtsperson, also einer von höheren Stellen eingesetzten Autorität, die nicht einen individuellen Familienkonflikt auf gut bürgerliche Manier mit Rohrstock und Polterstimme austrägt, sondern ein Gesetz schafft, „ein System“, eine öffentlich-rechtliche Institution, einen Brauch, einen Kult. Der Schauplatz der von ihm eingeführten bluttriefenden Zeremonien ist nicht mehr die gute Stube einer Kaufmannsfamilie, sondern ein weites, sandiges Tal in der Weltferne der Strafkolonie, unter dessen freiem Himmel sich eine zahlreiche, andächtige Zuschauerschaft versammelt.

„Wie war die Exekution in früherer Zeit! Schon einen Tag vor der Hinrichtung war das ganze Tal von Menschen überfüllt; alle kamen nur, um zu sehen; früh am Morgen erschien der Kommandant mit seinen Damen; Fanfaren weckten den ganzen Lagerplatz; . . . kein hoher Beamter durfte fehlen. . . . Vor hunderten Augen — alle Zuschauer standen auf den Fußspitzen bis dort zu den Anhöhen — wurde der Verurteilte vom Kommandanten selbst unter die Egge gelegt." (Strafkolonie, 36.)

Diese Ausweitung des seelischen Raumes, in dem die Strafe vollzogen wird, eine Ausweitung, die das Erlebnis eines einzelnen umbildet zu dem Ritual einer sozialen Gemeinschaft, müssen wir als eine Art Sublimierung der ursprünglichen Triebe bezeichnen. Diese Form der Sublimierung ist aber nicht die einzige, die hier vollzogen wird. Auch innerlich — wenn wir hier so sagen dürfen — erfährt das Leidenserlebnis eine Umwandlung. Bezeichnend für diese Umwandlung ist der Gebrauch zweier Worte, die die seelische Wirkung der Strafe auf den Verurteilten schildern. Es sind die Worte „Erlösung" und „Verklärung".

Hier eröffnet sich der analytischen Betrachtung ein reiches Material an Einzelheiten und Beziehungen, dessen Erörterung wir aber — aus darstellerischen Gründen — noch zurückstellen müssen. Wir hatten bisher unsere Erläuterungen im wesentlichen nach dem Zusammenhang orientiert, in dem die Erzählung von der „Strafkolonie" mit der „Verwandlung" und dem „Bericht des Affen" steht. Das Fundament unserer psychologischen Interpretation bildete die Triebkonstellation, die sich aus dem schroffen, durch den Kastrationsschock ausgelösten Zusammenbruch des Ödipuskomplexes ergab. Wir konnten dann noch vermutungsweise zwei Entwicklungsphasen unterscheiden. Die eine stellte eine Art künstlicher Restaurierung der Genitalität dar (Menschwerdung des Affen), wobei älteres, verdrängtes Triebmaterial (im wesentlichen der oralen Phase entstammend) mit den Resten der genitalen Organisation eine neue — freilich nicht sehr tragfähige — Verbindung einging. Die andere Phase erwies sich als eine umfangreiche Regression auf die anale Stufe (Verwandlung), wobei sich vorübergehend (später nämlich von den Selbstmordtendenzen überdeckt) die Spur einer anal-masochistisch-homosexuellen Libidoorganisation zeigte. In der Erzählung von der „Strafkolonie" fanden wir eine Art Fortentwicklung dieser letztgenannten Organisation, die hier durch starke orale Züge erweitert und kompliziert erscheint.

Damit haben wir uns aber erst der einen Seite der psychischen Phänomene K.s bemächtigt. In allen unseren bisherigen Erörterungen handelte es sich immer nur um solche Triebregungen, die dem „Es" angehören.

Die Sphäre der Ich-näheren Triebe haben wir zwar überall da gestreift, wo von Verdrängungen, von zensurierenden Instanzen und dem Begriff der Bewußtseinsfähigkeit die Rede war. Aber wir haben sie eben auch nur gestreift, sie als ein undifferenziertes Ganzes summarisch und eben nur als das die Triebbefriedigung einschränkende „Etwas" abgetan. Dies Verfahren mochte bei der Besprechung des „Berichts für eine Akademie" und der „Verwandlung" zur Not genügen, bei der Erzählung von der „Strafkolonie" reicht es nicht aus, da hier Ichtriebe eine äußerst markante Rolle spielen. Sie sind es nämlich, die den Gang der Handlung, sozusagen das dynamische Moment der Erzählung wesentlich bestimmen.

Es ist daher an der Zeit, die Betrachtung der Ausgangssituation zu unterbrechen, um den Gesamtverlauf der Erzählung und damit eben die bewußtseinsnäheren Phänomene, die sich darin ausdrücken, ins Auge zu fassen. Danach erst werden wir die spezielle Betrachtung der Es-Triebe und ihrer Sublimierungen fortsetzen.

Der Reisende ist von dem Kommandanten, dem „neuen", eingeladen worden, der Exekution beizuwohnen. Der Offizier äußert sich über diese Einladung folgendermaßen:

„Ich war gestern in der Nähe, als der Kommandant Sie einlud. Ich hörte die Einladung, ich kenne den Kommandanten. Ich verstand sofort, was er mit der Einladung bezweckte. Trotzdem seine Macht groß genug wäre, gegen mich einzuschreiten, wagt er es noch nicht. Wohl aber will er mich Ihrem, dem Urteil eines angesehenen Fremden aussetzen. Seine Berechnung ist sorgfältig ... Sie sind in europäischen Anschauungen befangen ..." (Strafkolonie, 40.)

So spricht der Offizier, während der Verurteilte schon angeschnallt auf dem „Bett" liegt, und fährt dann mit der Erörterung eines Planes fort, der darin besteht, in öffentlicher Sitzung den Reisenden zur Frage der Exekutionen zu Wort kommen zu lassen und durch sein Eintreten für das alte Strafsystem dieses wieder zu Ansehen und Geltung zu bringen. Nachdem der Offizier dem Reisenden, in unerhört eindringlicher Weise, alle möglichen Eventualitäten vorsorgend, den Entwurf ihres gemeinsamen Vorgehens unterbreitet hat, indem er zuletzt seine Stimme zu einer lauten Beschwörung erhebt, heißt es weiter:

„Die Antwort, die er zu geben hatte, war für den Reisenden von allem Anfang an zweifellos; er hatte in seinem Leben zu viel erfahren, als daß er hier hätte schwanken können; er war im Grunde ehrlich und hatte keine Furcht. Trotzdem zögerte er jetzt im Anblick des Soldaten und des Verurteilten einen Atemzug lang. Schließlich aber sagte er wie er mußte: ‚Nein!' Der Offizier

blinzelte mehrmals mit den Augen, ließ aber keinen Blick von ihm. ‚Wollen Sie eine Erklärung?' fragte der Reisende. Der Offizier nickte stumm. ‚Ich bin ein Gegner des Verfahrens', sagte nun der Reisende, ‚noch ehe Sie mich ins Vertrauen zogen — dieses Vertrauen werde ich natürlich unter keinen Umständen mißbrauchen — habe ich schon überlegt, ob ich berechtigt wäre, gegen dieses Verfahren einzuschreiten und ob mein Einschreiten auch nur eine kleine Aussicht auf Erfolg haben könnte . . . Ihre ehrliche Überzeugung geht mir nahe, wenn sie mich auch nicht beirren kann.'" (Strafkolonie, 50.)

Wir haben diese Stelle mit solcher Ausführlichkeit zitiert, um, so gut als möglich, auch den Lesern, die die Erzählung Kafkas nicht zur Hand haben, das im Vergleich zu dem Benehmen des Offiziers ganz auffällig leidenschaftslose, kühl-sachliche Verhalten des Reisenden nahezubringen. Der Reisende wird von beiden Parteien als Richter, als Unparteiischer, angerufen, und er ist für diese Rolle wirklich wie geschaffen. Auch die Deutung muß diese Eigenschaft der Sachlichkeit und Nüchternheit als maßgebendes Kennzeichen verwerten. Nüchtern und sachlich aber sind nicht die Affekte, sondern Verstand und Vernunft. Der Dialog, in dem die Erzählung im wesentlichen verläuft, das Ringen des Offiziers um die Teilnahme und Zustimmung des Reisenden ist also der Kampf einer Triebkonstellation gegen die Macht vernünftiger Einsicht. Aber mit dieser Formulierung haben wir schon der Erzählung Gewalt angetan, denn der Kampf geht ja eigentlich zwischen der Partei des alten und der des neuen Kommandanten, und der Reisende ist so wenig aktiv, so zurückhaltend und maßvoll, daß wir ihn und die psychische Instanz, die er vertritt, kaum als „Gegner", als Mitkämpfer, sondern eben nur — wie wir es oben taten — als „Richter" bezeichnen dürfen. Diese Tatbestände zwingen uns eine Formulierung auf, die auch psychologisch bedeutsam ist. Vernunft und Verstand sind überhaupt keine Kräfte, die unmittelbar einen Trieb einzuschränken vermöchten. Ein Trieb kann immer nur von einem Trieb bekämpft werden. Und Einsicht hat für sich allein überhaupt keine bewegende Gewalt. Sie ist nur ein Vermögen, das anderweit vorhandene Mengen von Triebenergie auslösen und hinsichtlich ihrer Zielrichtung bestimmen kann. Diesem Sachverhalt trägt die Kafkasche Erzählung in erstaunlich getreuer Weise Rechnung. Die Stimme des Reisenden braucht in der Sitzung, auf der nach dem Plane des Offiziers der neue Kommandant bekehrt und gedemütigt werden soll, nicht zu „brüllen" — es genügt, wenn sie ihr Urteil „flüstert". Und da dieses Urteil denn, dem wirklichen Gang der Ereignisse nach, zu Ungunsten des alten Strafsystems ausfällt, ist gar keine weitere Aktion des Reisenden vonnöten, als daß dieses Urteil eben ausgesprochen wird — so-

gleich ändert der Offizier seine Haltung: Er gibt den Verurteilten frei und legt sich selbst unter die Maschine.

Die Kraft, die sich dem über das Grab hinaus wirksamen Willen des alten Kommandanten entgegenstellt, ist also nicht der Reisende — sondern eigentlich und genau gesprochen — der neue Kommandant, der ja den Reisenden zum Besuch des einsamen Tales, wo die Richtstätte liegt, veranlaßt hat. Um nun unsere Deutung zu vervollständigen, müssen wir uns überlegen, welchem psychischen Tatbestand denn der neue Kommandant und seine Partei entspricht.

Zunächst müssen wir die Tatsache hinnehmen, daß der neue Kommandant der Nachfolger des alten Kommandanten und somit die von oben eingesetzte Autorität und die mächtigste Persönlichkeit der Insel ist, auf der die Strafkolonie liegt. Den alten Kommandanten hatten wir als eine Vater-Imago gedeutet, wir werden daher versuchen müssen, auch den neuen als eine Vater-Imago — nur als eine neue, das heißt jüngere zu verstehen. Die Vorstellung vom Wesen des Vaters, wie sie der K.schen Imagination des alten Kommandanten zugrunde liegt, entspricht natürlich nur einem bestimmten, engbegrenzten Lebensalter K.s. Wie auch immer der wahre Vater K.s beschaffen gewesen sein mag, dem Bilde des alten Kommandanten, dem Erfinder jener teuflischen Foltermaschine, konnte er nicht gleichsehen. Nun brauchte freilich der Widerspruch zwischen den beiden Vaterbildern, dem neuen, verhältnismäßig wirklichkeitsgerechten und dem alten, zum sadistischen Schreckbild verzerrten, nicht immer in Erscheinung zu treten. Die alte Vater-Imago war von K. mitsamt der masochistischen Befriedigungsphantasie, der sie entsprach, sicher tief verdrängt worden und stand wie alles Verdrängte unter hermetischem Abschluß von allen anderen und neueren Bewußtseinsinhalten. Wir können und müssen aber annehmen, daß diese Verdrängung nicht auf die Dauer voll wirksam war (sonst wäre ja schon die Erzählung von der „Strafkolonie" nie geschrieben worden) und daß mit der Zeit die Erkenntnis der Wirklichkeit — das heißt hier „des wirklichen Vaters" — mit jener alten Phantasie in Berührung und damit auch in Konflikt kam. Der wirkliche Vater war vergleichsweise human, milde, nachsichtig, gerecht und damit untauglich, den an das alte Vaterbild anknüpfenden, verdrängten Wunschphantasien eine Entladung zur Realität hin zu verschaffen. Er mußte vielmehr dem ganzen sado-masochistischen Komplex, wo immer er sich dem Bewußtwerden nähern wollte, als eine Art lebenden Beweises seiner Absurdität entgegentreten. Eine Szene wird uns hier lebendig, eine Szene aus der Kindheit K.s, die, ohne selbst auf historische Wirklichkeit

Anspruch machen zu können, — dazu reicht das Material, aus dem wir sie rekonstruieren, nicht aus — doch das, was wir meinen, zutreffend veranschaulichen mag. Wir erinnern uns, daß der Offizier versucht hatte, die Verurteilten vor der Exekution einen Fasttag durchmachen zu lassen, damit der durch den Filzstumpf hervorgerufene Brechreiz nicht zu einer Beschmutzung der Maschine führen könne. Der neue Kommandant aber hatte davon nichts wissen wollen und seinen Damen erlaubt, dem Verurteilten den Hals mit Zuckersachen vollzustopfen. Wir stellen uns nun den achtjährigen K. vor, wie er beim Mittagessen im elterlichen Hause vor dem Genuß des Fleischgerichtes von einem unerträglichen Speiseekel überfallen wird. Da er sich weigert zu essen, wird er als schlimmes, ungezogenes Kind vom Tisch geschickt und muß fasten. Dies Fasten aber ist ihm willkommen; denn es dient ihm als Selbstbestrafung für die unbewußten und auch nicht mehr bewußtseinsfähigen Wünsche, die ihm bei der Vorstellung des Fleischgenusses aufsteigen und sein Gewissen belasten. Er hat — wenn auch unbewußt — den Vater fressen wollen; deswegen quält ihn ein rätselhaftes Schuldgefühl, und diese Qual wird erst durch die Wohltat einer Strafe, eines Leidens gemildert. Wenn der, der fressen wollte, was nicht gefressen werden durfte, hungern muß, dann und nur dann geschieht „Gerechtigkeit", empfindet der kleine K., und es ist eine Enttäuschung für ihn, daß der Vater der Mutter oder einem weichherzigen Dienstboten erlaubt, ihm „den Hals mit Zuckersachen vollzustopfen". Aber trotz der Sehnsucht nach einer Stillung des Schuldgefühls, trotz des Wunsches zu leiden, und neben diesen Strebungen ist natürlich auch der Wunsch nach den „Zuckersachen", nach Liebe und Güte in der Seele des Knaben K. vorhanden und dieser Wunsch gibt „dem neuen Kommandanten" über die bloße Existenz hinaus auch ein Stück Macht, der es ihm ermöglicht, dem Strafkodex und der Hinrichtungsmaschine des alten Kommandanten Abbruch zu tun.

Die Humanität des neuen Kommandanten zeigt sich aber auch in einem positiven Bestreben. Dieses — es ist nur eines — gilt den Hafenbauten. (Strafkolonie, 47.) Hafenbauten können ja nur den Zweck haben, den Verkehr der Strafkolonie mit der übrigen Welt zu erleichtern. Im Sinne der Deutung zeigt sich hier ein Verlangen, die Inselexistenz des verdrängten, an die masochistischen Phantasien gebundenen Partial-Ichs zu sprengen und es in Verkehr mit den übrigen Gebieten der Seele zu bringen, es der Gesamtpersönlichkeit einzugliedern, wodurch denn ein Wesen entstünde, das seinerseits nun wieder aus der Isolierung des Neurotikers herauszutreten vermöchte und den Anschluß an die Welt, an die anderen, an die soziale Gemeinschaft fände.

Die Partei des „neuen Kommandanten“ verspricht also — im Sinne der Deutung geredet — dem Ich einen Zuwachs an Geschlossenheit und eine Annäherung an humane, soziale Ideale und stellt somit einen Triebkomplex dar, der sozusagen im Zentrum des „Ich“ liegt. Aber natürlich sind diesen Strebungen auch solche angegliedert, die, ohne Ich-widrig zu sein, doch zum Ich peripherer liegen. Der Offizier empfiehlt dem Reisenden, in der Sitzung die Hände „für alle sichtbar“ hinzulegen, „. . . sonst fassen sie die Damen und spielen mit den Fingern . . .“ (Strafkolonie, 48.) Diese Warnung des Offiziers zeigt, daß unter dem Schutz des neuen Kommandanten erotische Beziehungen zur Frau, die unter dem Regime des alten unterdrückt wurden, zum Vorschein kommen dürfen.

Mit den eben gegebenen Erläuterungen glauben wir aber die Bedeutung des neuen Kommandanten noch nicht völlig ausgeschöpft zu haben. Wir können an dem eigentümlichen Umstand nicht vorübergehen, daß der neue Kommandant — der doch nun einmal vom Standpunkt schlicht-realistischer Betrachtungsweise aus — die absolut mächtigste Persönlichkeit der Insel ist, bei seiner Bekämpfung des überkommenen Strafsystems gar zu leisetreterisch verfährt. Statt einfach die Fortsetzung der Exekutionen zu verbieten, verhält er sich passiv abwartend und mildert nur in Kleinigkeiten das grausame Zeremoniell. (Verbot der Anwendung der ätzenden Flüssigkeit und Verbot des Fastens.) Statt die Maschine zerschlagen zu lassen, beschränkt er nur die Mittel zu ihrer Erhaltung, so daß sie langsam zerfällt. Seine Gestalt ist auffällig blaß. Das Positive, was von ihm gesagt wird, daß er sich für Hafenbauten interessiert, ist nicht stark genug, zu irgendeiner anschaulichen Darstellung seiner Tätigkeit und ihrer Erfolge zu führen. Während wir von der Hinrichtungsmaschine jede Einzelheit deutlich vor Augen sehen, erblicken wir von den Hafenbauten nichts. Es ist, als seien die Hafenbauten nicht Mittel des Weltverkehres, sondern bedeuteten den Hafen der Ruhe, in dem jede Bewegung endet.

Die Frage, ob es Todestriebe gibt, soll hier nicht diskutiert, geschweige denn in diesem oder jenem Sinne entschieden werden. Wir haben hier nur auf die Tatsache hinzuweisen, daß in dem neuen Kommandanten, diesem Vertreter der Ich-nahen Strebungen K.s, eine Tendenz nach Ausgleich, Entspannung und Zerfall merkbar wird, die jedenfalls einigen der Tatbestände verwandt ist, um derentwillen Freud den Begriff der Todestriebe einführte.

Wir kommen nun zu dem „Ereignis“, von dem die Geschichte erzählt. Das Ereignis besteht — wie wir schon früher sagten — in dem Zusammen-

bruch des alten Strafsystems. Es vollzieht sich in zwei Phasen, von denen die erste sich beim Beginn der Erzählung schon im Lauf befindet, während die zweite ganz in die Gegenwart der Dichtung hineinfällt. Unter der ersten Phase verstehen wir die Gesamtheit der Auswirkungen der passiv-ablehnenden Haltung, die der neue Kommandant gegenüber dem alten Strafverfahren einnimmt, unter der zweiten die durch das Urteil des Reisenden bewirkte Selbstaufgabe des Offiziers. Psychologisch gesehen handelt es sich bei jener um einen Widerstand, der sich gegen die anal-sadistische Libidoorganisation erhebt, bei dieser um etwas, was wir nur als eine Auflösung, eine Zersetzung dieser Organisation bezeichnen können. In der ersten Phase gerät die Wunschphantasie in Konflikt mit der Realität (Vatergestalt des neuen Kommandanten!), in der zweiten mit der Kritik einer vernünftigen, ethischen Überzeugung.

Das psychologisch bemerkenswerteste Detail der ersten Phase ist das vom Offizier lebhaft geschilderte Abflauen des öffentlichen Interesses an der Exekution. Während früher die Zuschauer sich drängten, ist jetzt der Offizier der einzige, der mit Liebe und Begeisterung der Hinrichtung beiwohnt. Ein Haufen von Rohrsesseln am Rande der Grube bildet ein kümmerliches Denkmal der einstigen Volksstimmung. Für unsere Deutung heißt dies, daß der Untergang der Strafphantasie damit begann, daß K. das Eigenbrötlerische, Asoziale in ihr empfinden lernte. Die hinzuphantasierten, begeisterten Zuschauer — die natürlich einer Komponente von passiver Schaulust (vgl. Artistenberuf des „gewesenen“ Affen) ihr Dasein verdankten, erfüllten zugleich die Funktion, der ganzen Handlung die soziale Sanktion zu verleihen, das Schuldgefühl durch Teilung der Verantwortung zu mildern. Erlaubt es die erwachende Realitätserkenntnis nicht mehr, eine solche Phantasie für das Wunschziel vieler oder aller Artgenossen (z. B. Altersgenossen) zu halten, so ist ihr Fortbestehen äußerst gefährdet, da nun die ganze Verantwortung für den Inhalt der Phantasie von dem „Träumer“ selbst getragen werden muß.[1] Das dadurch sich anstaunende Schuldgefühl bereitet natürlich die zweite Phase, die der Kritik und Zersetzung vor.

Diese zweite Phase wollen wir nun an Hand des Textes unserer Erzählung genauer studieren.

1) Ein von zwei Brüdern in ihrem sechsten bis zwölften Lebensjahr ausgesponnener gemeinsamer Tagtraum, worin sie eine Unterwelt imaginierten, in der sie Herrscherstellungen einnahmen, behandelte jahrelang im wesentlichen Staatsaktionen und soziale Institutionen des Unterweltreiches, an denen die ganze Bevölkerung teil hatte. Ihr Ende fanden diese Träumereien erst, nachdem die Ereignisse, die sich die Träumer erzählten, immer mehr den Charakter privater Erlebnisse der beiden „Helden“ angenommen hatten.

Nachdem der Reisende sein Urteil abgegeben hat, sagt der Offizier: „Dann ist es also Zeit“, läßt den Verurteilten frei und schickt sich an, sich selbst unter die Maschine zu legen. — Die innere Stellungnahme des Offiziers zu der Entscheidung des Reisenden ist nicht leicht zu bestimmen. Keinesfalls dürfen wir annehmen, daß er durch den Reisenden überzeugt worden sei:

„Das Verfahren hat Sie also nicht überzeugt“, sagte er für sich und lächelte, wie ein Alter über den Unsinn eines Kindes lächelt und hinter dem Lächeln sein eigenes, wirkliches Nachdenken behält.“ (Strafkolonie, 52.)

Wie eine grundsätzliche Änderung seines Standpunktes mutet es freilich an, wenn er die für den „Verurteilten“ bestimmte, in den Zeichner eingelegte Schablone mit dem Urteilsspruch „Ehre deine Vorgesetzten“ für den Zweck seiner eigenen Hinrichtung austauscht gegen eine Schablone, deren Text lautet: „Sei gerecht!“ Zweifellos hat das Wort „gerecht“ in diesem Imperativ einen gründlich anderen Sinn als das Wort „Gerechtigkeit“, wenn der Offizier, von seinen früheren Exekutionen erzählend, sagt: „Hier geschieht Gerechtigkeit.“ Die Gerechtigkeit, die den andern Delinquenten zuteil wurde, ist ein religiös-mystisches Erlebnis und hat mehr mit *„gratia“* zu tun als mit *„iustitia“*, während in dem Urteil, das der Offizier sich selbst zuerkennt, der humane Begriff der Billigkeit, der demokratischen Gleichheit, gemeint sein dürfte.[1]

Einer solch „billigen, humanen“ Gesinnung schlägt es dagegen wieder ins Gesicht, wenn der Offizier sich ihre Formel in der alten mystisch-sadistischen Weise ins Fleisch stechen will — ein Verfahren, dem freilich auch der Reisende Folgerichtigkeit ausdrücklich zubilligen muß. Wir können über diese Gegensätzlichkeiten nicht mehr sagen, als daß wohl auch hier die bekannte Wiederkehr des Verdrängten im Verdrängenden stattfindet. Bei dem Abbau der alten Strafphantasie scheint sogar durch die Marterung des Offiziers eine — allerdings nur von uns vermutete — frühere und durch ein „Weniger“ an Verdrängung charakterisierte Stufe wieder erreicht zu werden, bei der nämlich die Phantasie noch unmittelbar masochistischen Charakter trug und noch nicht die Ersetzung des Leidens durch das einfühlende Zuschauen beim Leiden anderer ihr einen „sadistischen“ Aspekt verliehen hatte.

In der Tat trägt der in den nun folgenden Geschehnissen ausgedrückte psychische Prozeß auch sonst das Gepräge eines Abbaues, einer Rück-

1) Im umgekehrten Sinn ist es wohl wieder aufzufassen, daß nur der Offizier, dagegen nicht der Reisende den Urteilsspruch „Sei gerecht!“ entziffern kann.

verwandlung psychischer Bildungen, wie wir sogleich im einzelnen sehen werden.

Nachdem der Offizier das Blatt mit dem Urteil: „Sei gerecht" in den Zeichner eingelegt und diesen darauf eingestellt hat, entkleidet er sich. Er tut es umständlich und sorgfältig. Einzelne Kleidungsstücke werden erwähnt und zum Schluß heißt es ausdrücklich: „Nun stand er nackt da." (Strafkolonie, 58.) Die Uniform mit ihrem metallisch-glänzenden Schmuck dient neben anderem der Eitelkeit, und diese ist ein narzißtisch orientierter Abkömmling der passiven Schaulust. Wenn der Offizier sich nun entkleidet, so macht er diese Entwicklung wieder rückgängig. Die Freude am Hübsch-und-adrett-gekleidet-Sein zerlegt sich in die ästhetische Wertung des Uniformschmuckes, wie sie in seiner sorglichen und zärtlichen Behandlung der Monturstücke während des Entkleidens zum Ausdruck kommt, und in die kindliche Lust am Sich-(nackt-)zur-Schau-Stellen.

Zu der pfleglichen Behandlung der eigenen Kleidung liefert natürlich auch das Reinlichkeitsbedürfnis einen Beitrag, ein Bedürfnis, das aus dem Überwiegen der einen Seite des ambivalenten Verhaltens zum Schmutz resultiert. Bei der Entkleidung des Offiziers zeigt sich auch hier ein Auseinanderfallen der Libidoorganisation. Sobald er ein Stück seiner Kleidung mit Sorgfalt ausgezogen und zurechtgeschüttelt hat, wirft er es mit einem unwilligen Ruck in die Grube. Es ist, als ob sich aus seinem Ordnungssinn die ursprüngliche anale Komponente der Schmutzfreudigkeit herausgelöst hätte.[1]

Nun legt sich der Offizier auf das Bett; er wird von dem Soldaten und dem Verurteilten festgeschnallt und von selbst beginnt die Maschine zu arbeiten.

Jetzt aber tritt eine Störung ein:

„Langsam hob sich der Deckel des Zeichners und klappte dann vollständig auf. Die Zacken eines Zahnrades zeigten und hoben sich, bald erschien das ganze Rad, es war, als presse irgendeine große Macht den Zeichner zusammen, so daß für dieses Rad kein Platz mehr übrig blieb, das Rad drehte sich bis zum Rand des Zeichners, fiel hinunter, kollerte aufrecht ein Stück im Sand und blieb dann liegen. Aber schon stieg ein anderes auf, ihm folgten viele, große, kleine und kaum zu unterscheidende, mit allen geschah dasselbe, immer glaubte man, nun müsse der Zeichner jedenfalls schon entleert sein, da erschien eine neue, besonders zahlreiche Gruppe, stieg auf, fiel hinunter, kollerte im Sand und legte sich . . . die Maschine ging offenbar in Trümmer . . ." (Strafkolonie, 62.)

---

1) Wir erinnern daran, daß auch in der „Verwandlung" die Uniform (des Vaters) und Schmutz polar entgegengesetzte Symbole sind.

Erinnern wir uns daran, daß wir den Hinrichtungsakt als einen Koitus auffaßten. Wir betrachteten den Delinquenten samt dem „Bett", das ihm die rhythmischen Schwingungen erteilt, als den passiven Partner. Der aktive wird durch die übrigen Teile der Maschine, das heißt durch den auf seinen vier Messingstangen wie auf vier Extremitäten ruhenden Zeichner symbolisiert, in dessen Mitte die Egge, einem Penis gleich, an ihrem Stahlseil herunterhängt. Der Zeichner ist also der Leib des aktiven Partners. Was aber durch gewaltsame Pressung in unregelmäßigen Gruppen und in zahlreichen rundlichen Gebilden aus dem Leibe herausgedrückt wird, ist der Kot. Es liegt also nahe, den im Texte geschilderten Vorgang als eine Kotentleerung aufzufassen. Tun wir dies, so zeigt sich auch hier der Zerfall der komplizierten Libidoorganisation in ihre ursprünglichen Komponenten. Die grausame Vernichtung, die die Maschine leistet (insbesondere in der oral-analen Auffassung ihres Mechanismus) wird hier durch die primitivste, ursprünglichste Form analer Vernichtung: die Kotentleerung, dargestellt.

Das Räderwerk ist der subtilste Teil der Maschine. In ihm verkörpert sich ihre Genauigkeit, ihre wahrhaft unerhörte Präzision, durch die allein das Zusammenwirken in den Bewegungen der Egge und des Bettes ermöglicht wird. Auch in der „Genauigkeit" steckt bekanntlich eine Fortbildung analer Antriebe, so daß die Umwandlung des Räderwerkes in Kot eine Rückentwicklung sublimierter analer Strebungen bedeutet.

Wir würden jedoch der Bedeutung dieses ausführlich geschilderten, merkwürdigen Zerfallphänomens nicht gerecht werden, wenn wir es nicht noch einem weiteren Sinnzusammenhang einreihten. Sehen wir uns die Folgen dieser Entleerung des Zeichners an, so finden wir sie in der Wirkung der Maschine deutlich ausgeprägt:

> „Die Egge schrieb nicht, sie stach nur, und das Bett wälzte den Körper nicht, sondern hob ihn nur zitternd in die Nadeln hinein . . . das war ja keine Folter, wie sie der Offizier erreichen wollte, das war unmittelbarer Mord." (Strafkolonie, 63.)

und weiter:

> „Es (das Gesicht der Leiche des Offiziers) war, wie es im Leben gewesen war: Kein Zeichen der versprochenen Erlösung war zu entdecken; was alle anderen in der Maschine gefunden hatten, der Offizier fand es nicht. . ." (Strafkolonie, 65.)

Offenbar ist das, was der Offizier in der Maschine nicht findet, was alle seine Vorgänger gefunden hatten, und was er selber dort sucht, — Lust. Die Maschine kann jetzt nach der Beschädigung, die sie erlitten hat, nur

noch töten aber nicht mehr beglücken. Wir müssen suchen, uns dies verständlich zu machen. Die Wirkungsweise der Maschine faßten wir als einen *coitus per anum* auf, als eine „von hinten erfolgende" Befruchtung durch den Vater, wie wir in Analogie zu der Apfelwurfsszene der „Verwandlung" sagen konnten. Das in den Körper des Delinquenten eindringende Instrument, die Egge mit ihren Nadeln, war ein Modell des väterlichen Penis. Daß das Eindringen des väterlichen Penis in den *anus* als lustvolles Erlebnis phantasiert und ersehnt wird, geht bekanntlich auf folgende einzelne, in ihren Auswirkungen aber sich unauflöslich durchdringende Tatbestände zurück:

1) Eine mechanische Reizung der Darmschleimhaut, zum Beispiel durch zurückgehaltene Kotmassen wird (oder wurde) als lustvoll empfunden.

2) Es besteht der Wunsch, an die Stelle der Mutter zu treten und vom Vater gewaltsam etwas angetan zu bekommen.

3) Es besteht der Wunsch, den Penis des Vaters (als Ersatz für den verlorenen eigenen) zu erhalten.

4) Es besteht die infantile Theorie: Einen Penis kann man durch eine Defäkation erzeugen: der Penis ist eine Kotstange.

Durch diese Aufstellung wollen wir daran erinnern, daß die in der Hinrichtungsphantasie erlebte Lust durchaus komplexer Natur ist und eine nicht zu unterschätzende genitale oder, noch genauer, phallische Komponente enthält. Die von K. dort einmal erreichte phallische Position ist durch die Regression nicht völlig vernichtet worden. Ja gerade in der Erscheinungsform der durch die regredierende Libido reaktivierten, infantileren Strebungen zeigen sich sehr merkbare Spuren der zerstörten phallischen Organisation. So bedeutet das Schnapstrinken des Affen zwar eine Wiederbelebung der Sauglust der oralen Phase, aber die Flasche ist nicht — oder nicht nur — ein Abbild der mütterlichen Warze, sondern auch und vorwiegend ein Symbol des väterlichen Penis, der verschlungen und so durch Einverleibung zum eigenen (Ersatz-) Penis gemacht werden soll. Das Endziel des Schnapstrinkens ist nicht Befriedigung einer Sauglust, sondern die Gewinnung phallischer Lust. Diese Triebgestaltung einmal vorausgesetzt, erhält das Herausquellen der Zahnräder des Zeichners und die dadurch angedeutete Kotentleerung einen neuen Sinn. Da nämlich die Folge dieses Ereignisses in dem Ausbleiben der sonst bei der Marterung zu gewinnenden Lust besteht, können wir annehmen, daß das eigentliche Lustinstrument, der Penis, an dem auch die anal angeregte Lust im wesentlichen empfunden wird, bei jenem Ereignis zugrunde geht: Der aus Kot gebildete Penis wird in Kot zurückverwandelt und ausgestoßen. Dabei geht die Lust, die einer komplizierteren,

eine phallische Komponente enthaltenden Libidoorganisation entspricht, verloren — aber die rein anale Ausstoßungslust kommt zustande, ein Sachverhalt, der sich darin ausdrückt, daß der höher organisierte Offizier nicht gefoltert (lustvoll gereizt), sondern nur getötet wird, während der primitive Verurteilte von den herausquellenden „Zahnrädern" „völlig entzückt" ist.

Überhaupt werden die beiden primitiven Nebenfiguren, der Soldat und der Verurteilte, jetzt zum Schluß besonders lebendig und treiben allerlei kindlichen Scherz; so dreht sich der Verurteilte in seiner hinten zerfetzten Kleidung vor dem Soldaten im Kreise herum, und beide raufen sich um ein paar Taschentücher, die der Verurteilte von den Damen geschenkt bekommen hatte. Es ist so, als ob durch die Zerstörung und kritische Auflösung der kombinierten Wunschphantasie primitive Partialtriebe frei geworden wären.

Es ist natürlich nur konsequent, daß die zerstörte Maschine dem Offizier nicht wie den früheren Verurteilten zur Erkenntnis und zum Verständnis seines Urteilsspruchs verhelfen kann. Trotzdem glauben wir, daß in der Schilderung des Toten:

„. . . die Lippen waren fest zusammengedrückt, die Augen waren offen, hatten den Ausdruck des Lebens, der Blick war ruhig und überzeugt, durch die Stirn ging die Spitze des großen eisernen Stachels . . ." (Strafkolonie, 65.)

neben der Vernichtung der „Erlösungskraft" der Maschine, auch gerade das Gegenteil, nämlich die Unzerstörbarkeit des alten Systems zum Ausdruck kommt. — Etwas bleibt von jeder psychischen Bildung erhalten.

Nach dem Tode des Offiziers begibt sich der Reisende in die Kolonie; der Soldat zeigt ihm im Teehaus unter einem Tisch das Grab und den Grabstein des alten Kommandanten. Er liest unter dem Lächeln der Arbeiter, die dort herumsitzen, die Aufschrift des Steines mit der Prophezeiung von der Wiederkehr des Alten und verläßt das Haus, um sich an den Hafen zu begeben. Den Soldaten und den Verurteilten, die sich in das Boot, das zum Dampfer übersetzt, hineindrängen wollen, wehrt er mit einem Tauende ab. Und das Boot löst sich vom Ufer.

Auf die Bedeutung dieses Wenigen, was nach dem Tode des Offiziers noch geschieht, wollen wir später eingehen. Wir wenden uns jetzt wieder zu der Ausgangssituation der Strafphantasie zurück, deren Auflösung wir soeben studiert haben, mit der Absicht, die darin verwobenen „Sublimierungen" genauer zu betrachten.

Das Urteil wird dem Verurteilten nicht verkündet, sondern die Strafe besteht darin, daß er gezwungen wird, den Urteilsspruch, den ihm die Maschine

in die Haut gestochen hat, mit seinen Wunden zu entziffern. — Dieser Vorgang — wir müssen ihn einen Erkenntnisprozeß nennen — beginnt um die sechste Stunde und währt bis zum Tode des Mannes, das heißt bis zur zwölften. Um die gleiche Zeit, zu der der Verurteilte zu erkennen beginnt, verliert er die Lust am Essen. Wir hatten oben die Vermutung ausgesprochen, daß infolge der Marterung und der dadurch hervorgerufenen aggressiven Impulse gegen die Obrigkeit, das bei der Nahrungsaufnahme betätigte Kauen und Beißen eine Bedeutungsverschiebung, eine Erotisierung erfährt, so daß der Impuls zu einer oralen Aggression gegen den Vater auftritt. Der gegen diese Aggression gerichtete Verdrängungsdruck bringt mit der Beißlust auch die Eßlust zum Verschwinden, die libidinöse Besetzung der oralen Funktionen verwandelt sich in Ekel und der Bissen wird ausgespieen (worin sich dann wieder ein Stück Aggression gegen die Vatergestalt äußert). — Wir haben mit dieser Erläuterung aber wohl nur den Verbleib eines Teils der oralen Libido getroffen. Der Umstand, daß das Essen von der Erkenntnis abgelöst wird, läßt an eine Libido-Verschiebung zwischen diesen beiden Funktionen denken, dergestalt, daß das Erkennen einer „sublimierten" Beiß- und Verschlinglust gleichzusetzen wäre.

Ein solcher Zusammenhang ist ja der analytischen Psychologie wohl bekannt, — er besteht bei allen Menschen.[1] Unsere Aufgabe ist es, die spezielle Natur dieses Zusammenhanges bei K. zu untersuchen.

Eine Stelle aus den Tagebüchern Kafkas vermag uns hier einen Fingerzeig zu geben. Es heißt da:

„Beim Diktieren einer größeren Anzeige bleibe ich stecken . . . Endlich habe ich das Wort „brandmarken" und den dazugehörigen Satz, halte aber alles noch im Mund mit einem Ekel und Schamgefühl, wie wenn es rohes Fleisch, aus mir geschnittenes Fleisch wäre (solche Mühe hat es mich gekostet). Endlich sage ich es, behalte aber den großen Schrecken, daß zu einer dichterischen Arbeit alles in mir bereit ist und eine solche Arbeit eine himmlische Auflösung und ein wirkliches Lebendigwerden für mich wäre, während ich

---

1) Ein paar geläufige bildliche Ausdrücke der Volkssprache mögen als Belege dienen:

Denken gleich Beißen:	Erkennen gleich Verschlingen:
Eine harte Nuß zu knacken geben.	Ein Buch verschlingen.
Sich an einer Aufgabe die Zähne ausbeißen.	An den Brüsten der Weisheit trinken.
Schärfe des Verstandes.	Geistige Nahrung.
Messer der Logik.	Erkenntnisquelle.
Schneidende Dialektik.	Habt ihr's gefressen?
Jemandem etwas vorkauen.	(militärisch; gleich: „habt ihr's verstanden?")
Sich auf etwas abkauen. (aus dem reiterlichen Sprachgebrauch.)	Etwas nicht verdauen können.

hier im Büro um eines so elenden Aktenstückes willen einen solchen Glückes fähigen Körper um ein Stück seines Fleisches berauben muß."

Wir müssen zunächst auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen der Situation des Verurteilten und der Situation Kafkas in jener Tagebuchstelle besteht. Der Verurteilte soll einen ihm — wenn man so sagen darf — vorgelegten Gedanken verstehen, Kafka soll einen Gedanken produzieren. Man wird daher das, was sich aus der Betrachtung der Tagebuchstelle ergibt, nicht ohne weiteres auf die Situation der „Strafkolonie" übertragen dürfen.

In der Tagebuchstelle zeigt sich deutlich, daß für Kafka das Ausdenken eines Gedankens und seine Formulierung Akte sind, die mit dem Beißen zu tun haben, und zwar mit einem Zerbeißen des eigenen Körpers. Die Vorstellung einer solchen Verwandtschaft zwischen dem „Erkennen" und dem „Etwas-vom-eigenen-Körper-Lostrennen" ist nicht ganz so absurd, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Als das wesentliche Merkmal der Erkenntnis, das sie beispielsweise von der bloßen Reizempfindung unterscheidet, betrachten wir ihr „Bezugnehmen" auf ein vom Ich verschiedenes Etwas, den Gegenstand. Nehmen wir — was naheliegt — an, daß in der Entwicklung des Kindes der Wahrnehmungserkenntnis von Sehdingen die Empfindung von Lichtreizen vorausgeht, so müssen wir den kritischen Punkt, in dem „Erkenntnis" auftritt, an der Zeitstelle suchen, wo zuerst der Lichtreiz, der bisher als Qualität schlechthin erlebt wurde und sozusagen ganz in das Ich hineinfiel, nun teilweise als „Nicht-zum-Ich-Gehörig" gewertet wird. Genau gesagt: Der Gegenstand — und natürlich auch das Ich — entstehen durch einen Schnitt, der den bisher unterschiedslosen Stoff der Empfindung in Objekt und Subjekt zerlegt. — In ganz analoger Weise bedeutet die gedankliche wie die künstlerische „Darstellung" des Erlebens ein Abtrennen gewisser Lebensinhalte vom Ich.

Nun zurück zu K.! In der Szene, die das Tagebuch beschreibt, sucht er das Wort „brandmarken". Es ist verständlich, daß er es nicht leicht findet. Denn dies Wort bezeichnet ja eine Körperverletzung, eine schimpfliche, entehrende, und er selbst ist gerade dabei, eine ebenso entehrende und schimpfliche Körperverletzung an sich selbst zu vollziehen. Worin besteht hier das Schimpfliche? Dem K.schen Texte nach in dem Mißbrauch des Produktionsprozesses für die „elenden" Zwecke der Büroarbeit. In Wirklichkeit wird durch die Ausdrücke „Ekel" und „Schamgefühl" eine andere Motivierung nähergelegt. Das Schamgefühl deutet auf eine der bewußten Kritik mißliebige, also schimpfliche Entblößungslust, die eben

wegen ihrer Zensurwidrigkeit nicht voll zum Durchbruch kommen kann. Was K. zu zeigen wünscht, ist natürlich das, was er eine Weile schamhaft zurückhält: das abgebissene rohe Stück Fleisch in seinem Munde. Soweit ist die Situation verständlich. Wie aber kommt das Stück Fleisch in seinen Mund, dieses Stück seines eigenen Körpers? Die uns bei K. schon bekannte Beiß- und Verschlingungslust kann für sich allein noch nicht verständlich machen, warum es gerade der eigene Körper ist, gegen den sie sich richtet. Wir nehmen daher an, daß diese oralen Strebungen hier in den Dienst einer Selbstbetrafungstendenz getreten sind. Das „Delikt" werden wir in eben der Strebung zu suchen haben, die sich auch nach der Bestrafung noch regt: in der Exhibitionslust. Wir haben bisher von dem männlichen Exhibitionsdrang, den Penis zur Schau zu stellen, noch nie etwas bei K. entdeckt, es zeigte sich vielmehr immer nur der weibliche, der auf die Zurschaustellung des ganzen Körpers abzielt. (Varietéberuf des Affen, Entblößung des Offiziers, Zuschauer bei der Hinrichtung.) Dieser männliche Exhibitionismus ist offenbar bei K. besonders stark verdrängt worden, und wir können uns vorstellen, daß er frühzeitig in der Phantasie durch die Strafe der Selbstkastration verscheucht wurde. Er mag dann durch eine „Verschiebung nach oben", wie bei vielen Kindern, im Herausstrecken der Zunge wieder zum Vorschein gekommen sein. Und auch hier folgte ihm die Strafe, nun unter Verwendung anderweit vorgebildeter oraler Strebungen, die das Moment des Ekels hineinbringen: durch das Abbeißen der Zunge. In dieser Strafe aber setzt das Verdrängte sich wieder durch: Die abgebissene Zunge oder der Penis, wie wir auch sagen können, muß ja ausgespien und auf diese Weise sichtbar gemacht werden, wodurch freilich auch die „Brandmarkung" K.s, nämlich seine Kastriertheit, sichtbar wird. Die Parallele zur dichterischen Produktion ist nun deutlich zu sehen. Der dichterische Produktionsdrang entsteht ja auch durch eine Triebeinschränkung, nämlich durch die Versagung, von der die Ödipusstrebung getroffen wird. Dem Abschneiden des Penis entspricht hier die Abstoßung, die Entpersönlichung, die Verobjektivierung der Ödipustriebe in einem Dichtwerk. Und wie dort das Ausspeien des Fleischstückes einem exhibitionistischen Triebe zugute kam, so geschieht etwas Ähnliches auch bei der Veröffentlichung der dichterischen Produktion, mag dieser Lustgewinn auch nicht das einzige Motiv sein, das zur Veröffentlichung drängt. Unbeantwortet bleibt freilich die Frage, warum die dichterische Arbeit eine „himmlische Auflösung" für Kafka wäre, während ihn die Büroarbeit nur beraubt. Diese Frage ist keineswegs mit einem Hinweis auf den höheren Rang künstlerischer Produktion zu erledigen. Wir

können sie aber im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht beantworten, da uns das in den großen Romanen enthaltene Material hier fehlt. Wir lassen sie also offen.

Wenn wir nun zu der Strafphantasie unserer Erzählung zurückkehren, so werden wir den Umstand, daß der Verurteilte den letzten Bissen ausspeit, wieder in einem neuen Lichte sehen.

„Erst um die sechste Stunde verliert der Mann das Vergnügen am Essen. Ich knie dann hier nieder und beobachte diese Erscheinung" (Strafkolonie, 28),

sagt der Offizier, und dieses Beobachten, dieses gespannte „Draufschauen" auf seiner Seite setzt ein Zeigenwollen auf der anderen voraus. Denken wir ferner daran, daß der Filzstumpf auch das Zerbeißen der Zunge hindern sollte, gewissermaßen um durch Verhinderung der primitiven körperlichen Aktion die Sublimierung der auf das Zungezerbeißen zielenden Impulse zu Erkenntnisimpulsen zu erzwingen, so scheint die Situation des Verurteilten in der Strafkolonie doch derjenigen K.s, die in der Tagebuchstelle zum Ausdruck kommt, ähnlicher, als wir anfangs vermuten konnten.

Zusammengefaßt sagt das Verfahren, den Verurteilten das Urteil mit seinen Wunden entziffern zu lassen, etwa aus: Erkenntnis ist eine Marter — aber eine lustvolle, verklärende. Sie zerreißt uns, aber sie gewährt uns auch „Gerechtigkeit".

Wir hatten schon einmal Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß das Wort „Gerechtigkeit" hier eine andere Bedeutung hat, als die einer bürgerlichen oder — wie wir auch sagen können — weltlichen Tugend, unter der das Wort in der Ethik eine Rolle spielt. Dies wird aus der folgenden Stelle vielleicht noch deutlicher:

„Wie nahmen wir alle den Ausdruck der Verklärung von dem gemarterten Gesicht, wie hielten wir unsere Wangen in den Schein dieser endlich erreichten und schon vergehenden Gerechtigkeit!" (Strafkolonie, 38.)

Die Art, wie das Wort hier gebraucht wird, atmet nicht den Geist der Jurisprudenz, sondern den der Theologie, sie erinnert lebhaft an die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung, wo es z. B. Röm. 3, Vers 28 heißt:

„So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben."

Diese Einzelheit, der wir später noch eine ganze Menge ähnlicher anreihen werden, mag uns ahnen lassen, daß wir die in der K.schen Phantasiebildung enthaltenen Sublimierungen nicht beschreiben können, ohne sie als ein Analogon zu den religiösen Schöpfungen — insbesondere der jüdisch-

christlichen Religion zu betrachten; ja das Wort „Analogon" ist vielleicht noch zu schwach, so daß wir geradezu von einer Nachschöpfung jüdisch-christlicher Mythologien sprechen müssen.

Wenn wir bisher unsere Darstellung von jeder Andeutung dieser Beziehungen freigehalten haben, so geschah es, um zu zeigen, daß die K.sche Phantasiebildung weitgehend durch die primitive Triebanlage K.s und deren nächste Umwandlungen und Fortentwicklungen determiniert ist, so daß das mythische Element nur wie eine Art Patina die schon geprägte Form des Problemkomplexes überzieht, gewissermaßen durch eine weitere Behandlung der Oberfläche aus dieser erwachsen.

Der alte Kommandant ist ein Gott, ein strenger, grausamer, aber auch ein weiser und einsichtiger. Er schuf die Welt — die Welt der Strafkolonie, die Hinrichtungsmaschine, die kunstvollen Zeichnungen der Urteilssprüche, das Gesetz und die kultische Zeremonie, durch die es verherrlicht wird.

„Hat er denn alles in sich vereinigt? War er Soldat, Richter, Konstrukteur, Chemiker, Zeichner?"
„‚Jawohl', sagte der Offizier." (Strafkolonie, 15.)

Sein Grab und der Stein mit der Inschrift sind von einem Tisch bedeckt. So sind auch heute die Steinbilder der Gottheit als Tische maskiert. Der Altar, der „Tisch Gottes", ist ja eigentlich ein Opferstein und dieser ist ursprünglich ein Steinbild des Gottes und letzten Endes der Gott selbst.[1]

Der Mensch ist mit der Erbsünde behaftet:

„Die Schuld ist immer zweifellos." (Strafkolonie, 18.)

Diese Erbsünde besteht im Ungehorsam gegen Gott. „Ehre deinen Vorgesetzten" lautet ja das Urteil. Die Strafe besteht in dem durch die Folter erzwungenen qual- und lustvollen Erkennen des Urteils. Wir möchten annehmen, daß hier eine Verdichtung stattgefunden hat, kraft derer die Strafe das Verbrechen und seinen Lustgewinn in sich schließt; wir behaupten: die Sünde besteht gerade im Erkennen — genau wie die Strafe. Dieses sündhafte Erkennen finden wir ja auch in der Bibel in der Geschichte vom Sündenfall. (Mose 1.) Dort erreicht Adam diese Erkenntnis, indem er, dem Verbot Gottes zum Trotz, die Frucht vom Baum der Erkenntnis verzehrt. Baum und Frucht stellen, wie Reik[2] gezeigt hat, den Penis Gottes dar. Wir erinnern hier an den Apfelwurf in der Kafkaschen „Verwandlung", wo auch der Apfel an die Stelle des väterlichen Penis getreten ist. Die

1) Vgl. Reik: Der eigene und der fremde Gott.
2) Reik: Religionspsychologie.

Sünde der „Erkenntnis" entspricht also der Sünde, Gott zu verschlingen. Und diese Tat ist es denn auch, die der Verurteilte der Strafkolonie begeht, er droht ja, seinen Hauptmann zu fressen.

In der Bibel stellt die Schlange Eva in Aussicht, daß sie durch den Genuß der Früchte gottähnlich würde:

„Da sprach die Schlange zum Weibe: ihr werdet mit nichten des Todes sterben."

„Sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist." (1. Mose, Kap. 3, 4—5.)

Diese Aussicht gründet sich auf den Gedanken, daß man durch Einverleibung eines Wesens dessen Eigenschaften und Kräfte erwirbt. In der Strafphantasie K.s geht dieses „Gottähnlichwerden" zusammen mit dem Erkennen in die Strafe ein: denn als ein solches Gottähnlichwerden dürfen wir wohl die Verklärung deuten, die auf dem Gesicht des Gemarterten erscheint. Auch für den Umstand, daß Vers 5 zunächst von dem Aufgetanwerden der Augen spricht, finden wir eine Parallele in der Kafkaschen Erzählung:

„Wie still wird aber dann der Mann um die sechste Stunde! Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es."

Was das Aufgetanwerden der Augen in der Bibel bedeutet, geht bekanntlich aus dem Vers 7 hervor, wo es heißt:

„Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren." (1. Mose, Kap. 3, Vers 7.)

Hier enthält die K.sche Phantasie insofern eine Modifikation, als die durch oder mit dem Sündenfall erregte Schaulust im wesentlichen auf den Offizier verschoben worden ist, wie ja überhaupt die Zerlegung des „Sohnes" in die beiden Gestalten, die des Verurteilten und die des Offiziers, in dem Sündenfall der Genesis nicht vorkommt.

Die von Gott angedrohte Todesstrafe:

„... denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben" (1. Mose, Kap. 2, Vers 17),

die in der Genesis nicht sofort vollstreckt wird, tritt in der Kafkaschen Dichtung wirklich ein — aber, genau besehen, auch bei Kafka nicht sofort, sondern erst nachdem die tragende Rolle von dem kindlich-primitiven Verurteilten an den Offizier übergegangen ist. Es ist ja nicht der Verurteilte, der des Todes stirbt, sondern der Offizier. Auch er muß, wie Adam, zuvor das „Paradies", das heißt die Ideenwelt seines Hinrichtungskultes verlassen.

Von dem Moment an, wo der Reisende ihm sein leises „Nein" entgegengesetzt hat, ist von einer „Verklärung", einem Gottähnlichwerden nicht mehr die Rede. Jetzt geht es nur noch um den irdisch-menschlichen Tod. Das die Gottähnlichkeit gewährende Lustinstrument löst sich auf und wird zu Kot, wie es aus Kot gemacht war.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden." (1. Mose, Kap. 3, Vers 19.)

Wir glauben, daß man sich dem Eindruck des Parallelismus zwischen jenem ersten Sündenfall der Bibel, jener Auflehnung Adams gegen Gott, und den Ereignissen in der Kafkaschen „Strafkolonie" nicht wird entziehen können. Aber auch ein zweiter „Sündenfall", eine zweite revolutionäre Wendung der jüdischen Religion spiegelt sich in der Kafkaschen Dichtung: die Tat Christi. Auch sie bedeutet ja eine Erhebung des Gottessohnes gegen Gott-Vater mit dem Ziel, an Gottes Stelle zu treten — selber Gott zu werden.[1] Hier ist es wesentlich die Bestrafung, der Kreuzestod Christi, der in der Marter des Verurteilten dargestellt wird. Hier wie dort wird der nackte, von vielen kleinen Wunden zerrissene Leib — man denke etwa an die Darstellung des Isenheimer Altars — vor einer Zuschauermenge in langen Stunden zu Tode gequält. Der tödlichen Beschriftung bei Kafka entspricht die Überschrift: „Jesus von Nazareth, der Juden König" (Joh. XIX, 19), die Pilatus aufs Kreuz setzen ließ und die ebenfalls auf das Vergehen mangelnder Ehrfurcht vor der Obrigkeit hindeutet.

Die Tränkung Christi mit dem Essig erinnert an den Reisbrei, den der Verurteilte bei Kafka bekommt. Eine weitere Übereinstimmung liegt darin, daß auch beim Tode Christi „um die sechste Stunde" eine Wendung eintritt: Luk. 23, Vers 44 heißt es:

„Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsternis über das ganze Land bis an die neunte Stunde. Und die Sonne verlor ihren Schein, und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei.

Und Jesus rief laut und sprach: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände, und als er das gesagt hatte, verschied er."

Dieser, wie der Schilderung der anderen Evangelien, darf man entnehmen, daß der eigentliche Todeskampf Christi mit der sechsten Stunde beginnt, derselben Stunde (freilich nicht des Tages, sondern der Marterung), in der der Verurteilte anfängt, die Schrift des Urteils zu entziffern.

1) Vgl. Freud: Totem und Tabu. Ges. Schriften, Bd. X.

Die Ergriffenheit der Zuschauer bei Kafka ist mehr als bloße Anteilnahme an dem Sterben eines Verbrechers:

„Und nun begann die Exekution! Kein Mißton störte die Arbeit der Maschine. Manche sahen nun gar nicht mehr zu, sondern lagen mit geschlossenen Augen im Sand; alle wußten: ‚Jetzt geschieht Gerechtigkeit.' . . . Nun — und dann kam die sechste Stunde! Es war unmöglich, allen die Bitte, aus der Nähe zuschauen zu dürfen, zu gewähren. Der Kommandant in seiner Einsicht ordnete an, daß vor allem die Kinder berücksichtigt werden sollten . . ." (Strafkolonie, 37)

und weiter:

„. . . Wie hielten wir unsere Wangen in den Schein dieser endlich erreichten und schon vergehenden Gerechtigkeit . . ." (Strafkolonie, 38.)

Die Hinrichtung ist für die Zuschauer offenbar ein Gottesdienst, ein Akt, der sie alle angeht, an dem sie alle innerlich aufs stärkste beteiligt sind. Die Gründe hiefür sind voraussichtlich die gleichen, die die Feier des Kreuzestodes Christi und seiner Auferstehung zu einer gemeinsamen Sache aller Gläubigen machen. Der Tod Christi bedeutet die Ablösung der menschlichen Schuld gegen Gott.

Die aufgeführten Übereinstimmungen zwischen der Kafkaschen Dichtung und dem jüdisch-christlichen Mythus verdienen zweifellos auch an sich ein gewisses Interesse. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit sollen sie aber nur ein Mittel sein, den Leser auf das Anerkenntnis des religiösen Gehalts der Kafkaschen Erzählung vorzubereiten. An und für sich ist es natürlich möglich, daß eine Dichtung, die sich in Inhalt und Form weitgehend einer historisch gegebenen, religiösen Schöpfung anpaßt, dennoch ihrerseits keinen Hauch religiösen Gefühls enthält, wie es umgekehrt auch möglich wäre, daß eine Ausdrucksform religiösen Erlebens mit keiner der bisher vorhandenen eine wesentliche Verwandtschaft aufwiese. Für die Beurteilung der Kafkaschen Dichtung ist natürlich vor allem die erste dieser beiden Möglichkeiten von Bedeutung, also die, daß die gefundenen Übereinstimmungen mehr äußerlicher Natur sein könnten. Wir glauben, daß gegen diese Möglichkeit schon allein der Umstand spricht, daß die in Betracht gezogenen Übereinstimmungen zum Teil gar nicht leicht in die Augen fallen, und daß sie sogar oft auf recht mühsame Weise zur Evidenz gebracht werden mußten. Insbesondere scheint dadurch eine absichtliche Anlehnung an die biblischen Formen, wie sie sonst als ein Kunstmittel des Sarkasmus, der Ironie oder des Witzes in Frage käme, ausgeschlossen zu sein.

Auch von einem unbewußten „Nachwirken" oder „Im-Gedächtnis-hängen-Bleiben" der biblischen Szenen kann bei Kafka nicht gut die Rede sein.

Zwar mag etwa der Ausdruck: „. . . um die sechste Stunde" als eine solche Bibelreminiszenz aufgefaßt werden, da er bei Kafka in dem gleichen Wortlaut auftritt wie in dem Evangelium. Dagegen läuft die Parallele zwischen dem sündigen Apfelbiß Adams und dem „Wirf die Peitsche weg, oder ich fresse dich" des Verurteilten soweit abseits anschaulicher Ähnlichkeit, daß wir wohl mit voller Sicherheit sagen dürfen: Hier ist nicht die biblische Form für einen anderen Inhalt übernommen worden, sondern die Gleichheit der Inhalte hat zu Darstellungsformen geführt, die zwar anschaulich sehr verschieden sind, aber, jede in ihrem Zusammenhang gedeutet, auf den gleichen seelischen Gehalt zurückweisen.

Natürlich kann die Frage, ob die Kafkasche Schöpfung wirklich religiösen Gehalt besitzt, in letzter Instanz nur gefühlsmäßig entschieden werden. Den zweifelnden Leser müssen wir daher auf die Lektüre der Dichtung selbst verweisen. Aber einiges läßt sich vielleicht doch durch Erläuterungen zur Verstärkung des Echtheitseindruckes beitragen, und wir wollen im folgenden ein paar solche Hinweise geben.

Ein Charakteristikum der religiösen Kulte ist ihre Unabhängigkeit von irdischen Zwecken. Dieses Merkmal finden wir auch in dem Strafkult der Kafkaschen Erzählung. Das Ziel des ganzen Aufwandes ist, dem Verurteilten zur „Einsicht" zu verhelfen, ihn das Urteil lesen und verstehen zu lassen, bis die wachsende Erkenntnis ihn verklärt. Wenn diese Absicht auch an den human-vernünftigen und heute besonders gern diskutierten „Besserungszweck" der Strafe denken läßt, so hat sie doch im Grunde nichts mit ihm gemein. Denn dem „humanen" Standpunkt erscheint eine Todesstrafe mit Besserungszweck als ein vollendeter Widersinn, weshalb auch die weltliche Institution unserer Justiz auf jede moralische Bearbeitung zum Tode verurteilter Verbrecher verzichtet. Im Gegensatz dazu lassen es sich die Vertreter der Kirchen angelegen sein, den „armen Sünder" nicht nur zu trösten, sondern auch in eine religiös angemessene, bußfertige Seelenverfassung zu bringen, gerade im Hinblick auf seinen bevorstehenden Tod.

Das, was in der „Strafkolonie" mit dem Verurteilten geschieht, entspricht durchaus den kirchlichen Bemühungen um den hinzurichtenden Verbrecher. Erkenntnis und Erlösung sollen ihm zuteil werden, nicht damit er danach ein sittlich besseres Leben führe, sondern weil Erkenntnis und Erlösung an sich wichtig sind und sogar den Preis des Lebens aufwiegen.

Wir hatten schon an früherer Stelle darauf hingewiesen, daß die „Gerechtigkeit" der Strafphantasie etwas anderes ist als die so benannte zivile Tugend. Bürgerlich-weltliche Gerechtigkeit wägt die Taten und bestimmt

danach das Urteil. Aber bei dem Verfahren des Offiziers ist die Schuld „immer zweifellos". Das bedeutet, daß sie von den besonderen Taten des einzelnen Verbrechers unabhängig ist, daß sie eine „tragische", eine Schicksals-Schuld ist. Der Begriff — oder besser — das psychische Phänomen der Schicksals-Schuld, der Erbsünde, wie wir auch sagen können, ist aber das notwendige Gegenstück zu der religiösen Lehre von der Erlösung. Während für eine rationale Betrachtung die Unvermeidlichkeit einer Schuld ihren Schuldcharakter aufheben würde, dient gerade diese Vereinigung der Widersprüche (notwendige Schuld) dem Religiösen zur Wiedergabe eines charakteristischen Erlebnisses, nämlich zur Darstellung unserer moralischen Ohnmacht vor Gott.

Wie die Erlösungsbedürftigkeit ein Zustand ist, der unabhängig von der Moralität des Menschen ihm schicksalsmäßig zukommt, so ist auch die Befreiung von diesem Zustand, das heißt also die Erlösung, weitgehend unabhängig von dem individuellen moralischen Verhalten und Leiden. Dadurch wird es möglich, daß die Erlösung eines Menschen nicht durch ihn selbst, sondern durch einen anderen, einen Stellvertreter oder einen Mittler, bewerkstelligt wird. Diese spezifisch religiöse Bedeutung der Mittlerschaft oder, von der andern Seite aus gesehen, der Anteilnahme, findet sich auch in der „Strafkolonie". Die Zuschauer der Hinrichtung sind nicht nur Zuschauer, so wenig wie die Gemeinde einen Gottesdienst nur anschaut oder anhört. Wenn es dort heißt:

„Wie hielten wir alle unsere Wangen in den Schein dieser endlich erreichten und schon vergehenden Gerechtigkeit" (Strafkolonie, 38),

so deutet diese Schilderung etwas durchaus anderes an als ein Kenntnisnehmen, wie es durch die Augen oder Ohren vermittelt würde. Hält man die Wangen in den Schein der Sonne, so will man die Sonne nicht bloß sehen, nicht bloß ihr Vorhandensein feststellen, sondern man will ihre Wirkung spüren, man will durch sie verändert (etwa gewärmt oder gebräunt) werden. Die Teilnahme an dem Hinrichtungsakte bedeutet also für die Zuschauer auch so etwas wie eine Läuterung, eine Erlösung.

Dieser Eindruck, daß die geheimnisvoll erlösende Wirkung des Strafaktes, ganz ohne Vermittlung rationaler Prozesse, auf die Teilnehmer übergreift, wird noch verstärkt, wenn wir daran denken, daß man auch Kinder, denen man ein intellektuelles Verständnis der Vorgänge ja nicht zutrauen darf, zu diesem Akte zuläßt:

„Und der Kommandant in seiner Einsicht ordnete an, daß vor allem die Kinder berücksichtigt werden sollten." (Strafkolonie, 37.)

Sollte sich der Leser — sei es unmittelbar durch Lektüre der Kafkaschen Erzählung, sei es erst mit Hilfe unserer Anmerkungen — davon überzeugt haben, daß es sich bei dem „Strafkult" wirklich um einen Kult im religiösen Sinne handelt, so wird sich ihm eine Reihe von Fragen aufdrängen, deren wichtigste wir hier sogleich behandeln wollen.

Wir haben uns in der vorliegenden Arbeit bemüht, ein und dasselbe Phänomen, nämlich die Hinrichtungszeremonie, in einer doppelten Weise zu behandeln. Einmal deuteten wir sie als das Abbild eines ziemlich komplexen Systems von Triebregungen, wie sie sich um das infantile Erlebnis der Ödipussituation herumgruppieren, das zweite Mal versuchten wir, sie in die Erscheinungen des religiösen Lebens einzureihen. Die Verbindung zwischen diesen Betrachtungsweisen stellten wir bisher lediglich durch einen bildlichen Ausdruck her, indem wir sagten, daß der religiöse Charakter das System primitiver Triebe wie eine Patina überziehe, die sozusagen durch eine Art weiterer Oberflächenbehandlung aus jenem erwachsen sei. Für ein Verständnis dieser zwar anschaulichen, aber vom Psychologischen abführenden Darstellung, steuerten wir dann noch gelegentlich aus dem Vorrat der analytischen Terminologie den Ausdruck „Sublimierung" bei, ohne damit die Klarheit unserer Ausführungen wesentlich zu fördern.

Es scheint, daß wir hier vor die folgende Alternative gestellt sind: Entweder ist die religiöse Nomenklatur, deren wir uns bedient haben, eben nur eine Nomenklatur und wir müßten, um Klarheit zu schaffen, statt „Gott" — „Vater-Imago", statt „Erbsünde" — „unbewußtes Schuldgefühl", statt „Verklärung" — „Orgasmus", statt „Erlösung" — „Befriedigung des Strafbedürfnisses" und „Ablösung des Schuldgefühls" und, zusammengefaßt, statt „Religion" — „Zwangsneurose" sagen — oder wir müssen uns herbeilassen, ausdrücklich zu erklären, was es bedeutet, wenn wir sagen, das religiöse Erleben entwickele sich aus einer bestimmten Libidoorganisation und sei ihr Sublimierungsprodukt.

Zunächst erkennen wir leicht, daß beide Glieder der Alternative auf ein und dieselbe Schwierigkeit stoßen: Diese gemeinsame Schwierigkeit besteht in der Tatsache, daß — um ein Beispiel herauszugreifen — das Erleben von Lust ein wertindifferenter Vorgang ist, während es im Begriffe der „Verklärung" liegt, daß in ihrem Zustandekommen ein Wert realisiert wird. Wenn wir dies etwas weniger nüchtern ausdrücken, so heißt es, daß die Gestaltung unserer Triebe — ob sie nun verdrängt sind oder nicht — eine triviale, prosaische und profane Sache ist, während wir dem religiösen Erlebnis, auch wenn wir es nicht teilen, mit Respekt, Achtung und Be-

wunderung gegenüberstehen, als einer Erscheinung, die auf jeden Fall an das Erhabene rührt. Sind nun, wie es mit dem obigen gesagt ist, Trieb und religiöses Gefühl wesensverschiedene Dinge, so ist es unzulässig, sie mit dem gleichen Namen zu nennen (was dem ersten Glied unserer Alternative entspricht), und es ist unfruchtbar, das Triebleben als den Keim des religiösen Lebens zu betrachten, da das, was für dieses wesentlich ist, in jenem fehlt, und wir weiter fragen müßten, wo denn das für die Religion Wesentliche nun herstammt.

Wir behaupten, daß das Dilemma, in dem wir uns befinden, wirklich ganz unauflöslich wäre, wenn sich in unsere Überlegungen nicht ein Fehlschluß eingeschlichen hätte, dessen trügerische Scheinwahrheit man nur zu zerstören braucht, um die Schwierigkeiten schwinden zu sehen.

Um dies klar zu machen, müssen wir zunächst einmal unseren Sprachgebrauch etwas berichtigen. Das Wort „Trieb" bezeichnet ja nicht einen unmittelbar aus der Wahrnehmung gewonnen, sondern einen durch Abstraktion geschaffenen Begriff. Wir verstehen darunter eine in bestimmter Weise gerichtete seelische Kraft. Der Begriff des Triebes ist genau so eine Hilfskonstruktion wie in der Physik der Begriff der Schwerkraft. Wie diese kann auch der Trieb nicht unmittelbar beobachtet werden. Wohl aber gibt es unter Umständen in unserem Bewußtsein etwas, was dem Triebe entspricht, — eine Triebrepräsentanz, — die uns ihrerseits anschaulich gegeben ist. So ist das bewußt erlebte Hungergefühl die Triebrepräsentanz des Ernährungstriebes. Triebrepräsentanz und Trieb sind demnach verschiedene Dinge und stehen in demselben Verhältnis zueinander wie der Ton, den wir hören, und die Wellenbewegung der Luft oder unseres Trommelfells, die diesem Ton entspricht. Zwischen der anschaulichen Qualität des Tones und dem gedachten physikalischen Sachverhalt, den wir mit dem Wort „Schallwelle" bezeichnen, bestehen gewisse Relationen, deren Erforschung (nebenbei bemerkt) für uns den Sinn hat, daß wir zum Beispiel bei dem Bau eines Musikinstruments gewisse Wirkungen vorausberechnen können. Unser ästhetisches Urteil aber trifft nur das anschauliche Erlebnis und nicht das physikalische Korrelat, so daß es sinnvoll ist, von einem schönen Ton, aber ungereimt, von einer schönen Schallwelle zu reden.

Kehren wir nun wieder zu dem Verhältnis: Trieb zu Gefühlserlebnis des Triebes zurück, so finden wir, daß auch hier das anschauliche Phänomen des Gefühls allein der Träger eines eventuellen Wertes ist. Die Ehrfurcht, die wir etwa einer starken, leidenschaftlichen Liebe entgegenbringen, meint das Gefühl, in dem diese Liebe erlebt wird, nicht

die zugrunde liegende Libidoorganisation. Aber wie bei unserem physikalischen Beispiel bestehen zwischen der Libidoorganisation und dem Gefühl, in dem sie dem Träger zum Bewußtsein kommt, Relationen, deren Kenntnis uns unter Umständen befähigen kann, den Verlauf der Gefühlserlebnisse vorauszusagen oder ihn zu beeinflussen.

Wir sehen hieraus, wie wir uns zu jener oben erwähnten Alternative zu stellen haben. Eine Gleichsetzung des Triebes mit dem Gefühlserlebnis des Triebes müssen wir ablehnen. Wir müssen auch zugestehen, daß das religiöse Erlebnis ein Moment enthält, — und zwar ein wesentliches, — das in der Libidoorganisation, die dem religiösen Erleben zugrunde liegt, nicht enthalten ist. Aber wir sehen jetzt, daß dieser Sachverhalt keineswegs für das Religiöse charakteristisch ist, sondern für jedes Erleben überhaupt gilt. Es erübrigt somit nur, daß wir zu der Frage Stellung nehmen, welchen Sinn es hat, dem religiösen Erleben (wie übrigens jedem anderen auch) eine Trieborganisation als seine Grundlage gegenüberzustellen. Nun, darauf können wir jetzt leicht die Antwort geben. Das religiöse Erlebnis Kafkas wurde uns ja überhaupt erst dadurch zugänglich, daß es sich nicht in einem bloßen Gefühl erschöpft, sondern in Form eines Kultes — der Hinrichtungszeremonie — leibliche Gestalt angenommen hat. Überhaupt vermag ein Gefühl niemals in reiner Gefühlsform in unserem Bewußtsein zu bestehen. Immer drängt es nach einer Art Inkarnation in Form von Handlungen, Gedanken, von Urteilen, von Phantasien, Visionen und Träumen. Diese Inkarnationen aber sind es eigentlich, die durch die psychologische Theorie zu einer bestimmten Libidoorganisation in Beziehung gesetzt und dadurch „verständlich" gemacht werden. So verstehen wir beispielsweise die Bezeichnung „Gott-Vater", die der Fromme anwendet, aus der Abstammung der religiösen Triebe von den Relikten des Ödipuskomplexes. So verstehen wir, daß die Verklärung des Verurteilten während der Marterung eintritt, aus der sadistischen Komponente, die der der Kafkaschen Kultphantasie zugrunde liegenden Libidoorganisation eingefügt ist. — Wir wiederholen: die Erklärungsmöglichkeit — aber auch die Erklärungsbedürftigkeit — besteht allein für die Erscheinungen, Handlungen, Gedanken oder Phantasien, in denen Gefühlserlebnisse sich äußern — mit den Gefühlen selbst hat es eine andere Bewandtnis — und zwar eine merkwürdige. Wir wollen uns einmal die Frage vorlegen, was von einem Gefühl, sagen wir von einem Liebesgefühl, übrig bleibt, wenn wir von allen Äußerungsformen abstrahieren. Wir denken uns also bei einem Liebenden alle Gedanken ausgelöscht, die sich mit dem geliebten Objekt beschäftigen,

alle Phantasiebilder, die das Objekt zum Gegenstand haben, alle Wünsche, die eine geistige oder seelische oder körperliche Vereinigung erstreben, alle Handlungen, die diese Wünsche auf irgendeine Weise befriedigen sollen, so behalten wir nicht etwa nichts übrig — keineswegs. Bestehen bleibt die Intensität des Gefühls, seine Innigkeit, seine Stärke, vielleicht auch der Grad, in dem es die Seele des Liebenden erfüllt.

Aber das merkwürdige, im Grunde freilich nicht so merkwürdige Resultat dieses etwas anstrengenden Gedankenexperiments ist die Einsicht, daß wir dieses Gefühl kaum noch von einem anderen Gefühl, etwa dem, das ein gewaltiges Inspirationserlebnis begleitet, zu unterscheiden vermögen. Wir können vielleicht noch wahrnehmen, ob es spannend oder lösend ist, drückend oder weitend, stetig oder flackernd und dergleichen formale Qualitäten mehr. Aber gerade sein Charakter als Liebesgefühl oder als religiöses Erlebnis, als Kunsterleben oder Herrschergefühl geht verloren. Diese Charaktere werden erst an den Äußerungen, an den Inkarnationen des Gefühles kenntlich.

Wenn wir also sagten, daß eine Erklärungsmöglichkeit und eine Erklärungsbedürftigkeit wesentlich für die Äußerungen der Gefühlserlebnisse in Betracht kämen, so hat dies den trivialen Grund, daß nur diese eine Mannigfaltigkeit aufweisen, deren Zuordnung zu einer anderen Mannigfaltigkeit eben die Aufgabe wissenschaftlicher Erklärung darstellt. Das Gefühl selbst — eine Abspaltung, die natürlich nur begrifflich möglich ist, psychologisch ist das Gefühl von seinen Äußerungen nicht zu trennen — ist bis auf jene wenigen, wie wir sagten, „formalen" Bestimmungen immer das gleiche. Erstaunlicherweise ist gerade dieses „immer gleiche" Gefühl der Gegenstand unserer Ehrfurcht. Wenn ein Liebender stets die gleichen Worte wiederholt, wenn er stammelt oder gar schlechte Gedichte macht, so erscheint seine Leidenschaft dadurch um nichts weniger respektabel. Die einfältigen Gebetsformeln eines Ungebildeten setzen unsere Achtung vor seiner Frömmigkeit so wenig herab, wie wir die Frömmigkeit eines Mannes, der sie in wertvollen Kunstwerken ausdrücken kann, deswegen höher einschätzen. Wir werten allerdings auch die Äußerungen, die Objektivierungen des Gefühls: die Handlungen nach ethischen, die Kunstwerke nach ästhetischen Gesichtspunkten, die wissenschaftlichen Schöpfungen nach ihrem Wahrheitsgehalt. Aber diese Wertungen sind nicht abhängig von unserer Schätzung des Gefühls, dem die Dinge, auf die sie sich beziehen, ihr Dasein verdanken. Denn, wie wir schon sagten, das Gefühl ist immer das gleiche, es variiert nur in bezug auf seine Intensität. Und dem entspricht auch der

Wertmaßstab, nach dem wir es einschätzen. Je intensiver es ist, um so mehr Respekt bringen wir ihm entgegen. Die deutsche Sprache besitzt einen Ausdruck, der dieses Wertmoment des Gefühlserlebnisses prägnant bezeichnet, und der erkennen läßt, daß es keinem anderen Ding in der Welt, keinem Erzeugnis, keiner Leistung, keiner Gestalt, keinem Wesen um seiner selbst willen zugesprochen werden kann als allein dem Gefühl: Es ist das Wort „Tiefe".

Wer in unserem Bemühen, Phänomene, die wir als Äußerungen des religiösen Gefühls erkannten, zu elementaren psychischen Gebilden in Beziehung zu setzen, wer, sagten wir, in diesem unseren Bemühen die Würdigung „der Tiefe" vermißt, die dem Religiösen zukommt, der verkennt, daß ein Kult so wenig Tiefe besitzt wie ein Liebesbrief, ein Dogma so wenig wie eine wissenschaftliche Theorie, ein Kunstwerk so wenig wie eine körperliche Zärtlichkeit — der Kult mag beziehungsreich sein, der Liebesbrief ausdrucksvoll, das Dogma scharfsinnig, die Theorie wahr, das Kunstwerk schön oder ergreifend, die Zärtlichkeit reich, — die Bedeutung, die ihnen zukommt, ist immer nur eine mittelbare, die sich ableitet aus der Stärke des Erlebnisses, das sie hervorrief, und der Stärke dessen, das durch sie erweckt wurde.

Kehren wir zu unserer psychologischen Erörterung zurück. Da müssen wir uns nun einmal die Frage vorlegen, welche Bedeutung die Strafphantasie oder vielmehr ihre dichterische Gestaltung und die ihres Zerfalles für K. gehabt haben mag. Zur Beantwortung dieser Fragen werden wir uns noch einmal dem Ende der Erzählung zuwenden:

Die Art, in der der Hinrichtungskult in der Kafkaschen Erzählung zerfällt, erinnert durchaus an die Erschütterungen, die die christlich-jüdischen Religionen Europas in den letzten hundert Jahren erfahren haben. Der erste Stoß gegen das „alte System" geschieht durch die Einsetzung des neuen Kommandanten, nach unserer Deutung durch die Anerkenntnis des neuen Vaterbildes, wie es die tägliche Erfahrung in einem späteren Abschnitt der Kindheit der alten, aus der Frühzeit stammenden, unheimlich-allgewaltigen Vater-Imago gegenüberstellte. Dieser Vergleich zwischen dem alten und dem neuen Vaterbilde entspricht dem Wirken der aufblühenden Naturwissenschaft, die dem religiös orientierten Weltbilde ihr auf Tatsachenerkenntnis gegründetes entgegenhielt. Erst nachdem so die Glaubwürdigkeit der religiösen Lehren in bezug auf theoretische Fragen erschüttert war, konnte eine ethisch-wertende Kritik die praktische Geltung der Religionen angreifen, und dieser Erscheinung entspricht in der „Strafkolonie" das Auftreten des Reisenden, der erst erscheint, wenn schon ein gewisser Verfall des Hinrichtungsverfahrens eingetreten ist, um sein endgültig verdammendes Urteil zu sprechen.

Was geschieht nun weiter mit der obsiegenden Partei? Am Ausgang der Erzählung, nach dem Tode des Offiziers, steht der Reisende allein im Mittelpunkte der Aufmerksamkeit. Wir können annehmen, daß er jetzt der Vertreter des K.schen „Ich" ist. Er stattet dem Grab des alten Kommandanten einen Besuch ab, einen respektvollen Besuch, wie man sagen muß; so heißt es denn auch von ihm: „. . . er fühlte die Macht der früheren Zeiten." (Strafkolonie, 66.) Das siegreiche „Ich" ist weit davon entfernt zu triumphieren. Es fühlt, daß es zwar die Ausübung des grausamen Kultes durch die Klarheit seines sittlichen Urteils zu hemmen vermochte, daß aber die Mächte, die hinter diesem Kult standen, noch ungebrochen sind und auch in dem Schattendasein des Todes noch imponieren. Auf dieser Stätte, wo die Prophezeiung von der Wiederkehr des alten Kommandanten unsichtbar die Luft erfüllt, vermag es nicht zu wirken. Die Abreise des „Reisenden" gestaltet sich zur Flucht. Der Soldat und der Verurteilte, denen der Reisende sich entzieht, die er nicht mitnehmen will, sind sozusagen die Relikte der Hinrichtungszeremonie. Sie sind die Repräsentanten der primitiven Partialtriebe, die nach der Zersplitterung jener kunstvollen Libidoorganisation übrigbleiben und beim „Ich" um Befriedigung nachsuchen. Aber das „Ich" ist nicht imstande, sie sich einzugliedern, sie neu zu organisieren. Der ganze seelische Bezirk, der von dem Strafkult eingenommen wird, ist dem „Ich" verleidet — dort ist nur „geringes, gedemütigtes Volk".

Der Reisende begibt sich nach dem Hafen und besteigt ein Boot, um sich zum Dampfer bringen zu lassen, indem er den Soldaten und den Verurteilten zurückscheucht. Es scheint, daß sich in diesem Gang zum Hafen, zum Meere also, ein Verzicht ausdrückt, ein sehr weitgehender, — wohl ein Verzicht auf das Leben überhaupt. — Wenn die Vernunft das Wahnsystem einer religiösen Form zerschlagen hat, so kann es oft geschehen, daß sie die Triebenergien, die darin untergebracht waren, auf keine Weise einer Ich-gerechten Verwendung zuzuführen vermag. Dann kann es sein, daß dem „Ich" keine genügenden libidinösen Kräfte mehr zur Verfügung stehen, um sich an die Realität zu halten, während auf der anderen Seite die aus dem Paradies religiöser Visionen vertriebenen Strebungen des Ödipuskomplexes regredieren und dem „Ich" unmittelbar gefährlich werden.[1] Immerhin steht, mag die Abfahrt des Reisenden vielleicht auch die Bedeutung

1) In der Erzählung „Das Urteil", die ähnlich wie die „Verwandlung" die Strafphase des Ödipuskonfliktes darstellt, verurteilt am Schluß der Vater den Sohn zum Tode des Ertrinkens, den der Sohn willig an sich selbst vollstreckt.

des Sterbens haben, der Tod hier nicht so sehr im Vordergrund wie in anderen Kafkaschen Dichtungen.

Daß dieser psychische Ablauf in einer Dichtung Gestalt gewann, muß wohl in erster Linie auf die Energie der in die Strafphantasie verwobenen Strebungen zurückgeführt werden, die nach einer Auswirkung in der Realität hindrängten. Der Gegendruck der kritischen Instanzen prägte dann im Lauf einer wahrscheinlich langen Entwicklung den zum „Ich" hinflutenden Triebmassen die kunstvolle Form auf, in der sie in der Dichtung ans Tageslicht getreten sind. Dies ist natürlich nur ein allgemeines Schema. Von den einzelnen Stadien der Entwicklung wissen wir nichts. Ob zum Beispiel irgend etwas von der Gestaltung des Strafkultes vorübergehend etwa in Tagträumereien ins Bewußtsein getreten war, was möglich erscheint, könnte nur durch ein zufälliges Auftauchen biographischen Materials entschieden werden. Jedenfalls können wir annehmen, daß zur Zeit, in der die Dichtung entstand, der „Kult" nur als ein verfallender, überwundener bewußtseinsfähig war, und daß der Kampf zwischen der religiösen Form und der kritischen Vernunft wohl nur in seiner allerletzten Phase, nämlich dem Siege der Kritik, dem bewußten Erleben Kafkas angehörte.

Ein Stück der Bedeutung, die die Dichtung für Kafka hatte, bestand also in der Entladung der sonst von jeder Abfuhr in die Realitätsgestaltung abgeschnittenen Libido, die dem Ödipuskomplex zugehört. Dieser Erfolg wurde möglich einmal durch die Sublimierungen, die sich der Triebkomplex hatte gefallen lassen müssen, zweitens aber durch die Niederlage, die er innerhalb der Erzählung erleidet und die ihm die Sympathie des Dichters wie des Lesers sichert. Denn mit dem, was unser Gewissen verwirft, können wir nur dann sympathisieren, wenn es als ein Überwundenes, Gebrochenes erscheint.

Wir glauben aber, daß die Kafkaschen Dichtungen für Kafka noch einen weiteren Sinn hatten. Während jene erste „ökonomische" Aufgabe der Dichtung, die Triebentspannung, mehr das seit langem Verdrängte und mehr das „Es" angeht, hängt dieser zweite Sinn mehr mit der jeweilig aktuellen Lage des Dichters zusammen und betrifft mehr das bewußte „Ich".

Wir meinen nämlich, daß die Dichtungen nicht nur in ökonomischem Sinn Handlungen vertreten, sondern geradezu dem praktischen Handeln dienen. Sie sind wie Gedankenexperimente, die durch das Kennzeichen des künstlerischen Gelingens (worin ja die wenigstens ästhetische Zustimmung des Publikums notwendig enthalten ist) zeigen sollen, daß eine gewisse Art des Sichverhaltens, eine gewisse Form, die Probleme des Lebens zu lösen,

einwandfrei, erträglich, möglich ist. Das „Einen-Ausweg-Suchen", wie es im „Bericht für eine Akademie" vorkommt, ist eine typische Tendenz nicht nur der Gestalten in den Kafkaschen Dichtungen, sondern der Kafkaschen Dichtungen selber, vielleicht der Dichtungen überhaupt.

Die versuchsweise in der Phantasie vorgestellte Form des Lebens oder der Lebensbetrachtung schöpft immer aus der Vergangenheit. Sie ist sozusagen aus dem Material kindlicher Erlebnisse gezimmert. Die erforderliche Energie liefert eine wirksam gebliebene verdrängte Triebmasse, die durch ein aktuelles Geschehen mobilisiert ist. Die aktuelle Lage des Dichters ist für die Art der Verwendung des alten Materials bestimmend. „Das Problem", das durch das „Gedankenexperiment" einer Lösung zugeführt werden soll, ist aktuell. Inhaltlich stellt die probeweise in die Zukunft projizierte Daseinsgestaltung immer eine Art Extrem dar. Es ist, als ob der Dichter fragte, was würde sich äußerstenfalls ergeben, wenn ...? Würde ich schlimmstenfalls mich so und so verhalten können? Würde ich konsequenterweise die Dinge nicht so und so anzusehen haben? ...

Es ist keine Frage, daß auch für diesen „Sinn" der Dichtung die von Hanns Sachs (a. a. O.) hervorgehobene Bedeutung des „Publikums", dessen Teilnahme das Schuldgefühl durch Teilung der Verantwortung mindert, eine große Rolle spielt.

In dem „Bericht für eine Akademie" „versucht" K. den Ausweg in die Künstlerexistenz. In der „Verwandlung" (wie in der Erzählung „Das Urteil") wird der Weg des Opfers, des Zurücktretens und Sich-Auslöschens erprobt. In der „Strafkolonie" leuchtet die Möglichkeit einer religiös-kultischen Bewältigung des ewigen Vater-Sohn-Problems auf, um dem Vordringen einer kritischen und human-vernünftigen Weltanschauung zu erliegen, die im Bewußtsein ihrer Triebarmut wiederum den Fluchtweg des Verzichtes vor Augen hat. In ihrer unbestechlichen Ehrlichkeit gesteht sich hier die Vernunft ein, daß sie, entblößt von dem Beistand und der Kraft primitiver Impulse, nicht dagegen gefeit ist, einmal dem eben überwundenen Gegner, der zum Gott verklärten Vatergestalt, wieder zu erliegen, und während sie ein Gebiet, wo sie nur zu zerstören, aber nicht zu wirken vermochte, verläßt, klingt ihr die Prophezeiung von der Wiederkehr des „alten Kommandanten" in die Ohren, Fluch und Verheißung zugleich.

In der „Verwandlung" (ebenso im „Urteil", im „Landarzt", ja auch in „Amerika") ist der für Kafkas Problematik so entscheidende „Vater" ein wirklicher Vater, ein Individuum mit höchst persönlicher, privater, oft geradezu körperlicher Macht. Die Auseinandersetzung mit ihm ist ein

Familienkonflikt, eine Privatangelegenheit — vor allem ein Kinderstubenerlebnis, das den erwachsenen Dichter nicht unmittelbar an die aktuellen Probleme, die die Realität ihm stellt, hinführt. In der „Strafkolonie" dagegen ist der Vater schon zu einer breiteren und unpersönlicheren Macht geworden. Das Einzelwesen, das ihn „darstellt" (der alte Kommandant), ist tot und so erscheint er in den Schöpfungen und Wirkungen dieses Toten, d. h. in der Form des religiösen „Gesetzes", als „übernatürliche Gerechtigkeit". Die Auseinandersetzung mit ihm ist ein soziales, ein öffentliches Problem.

In dem Schloßroman sehen wir dann den Vater aufgelöst in die fast ganz weltliche Macht einer Verwaltungsbehörde, und der Kampf mit ihm stellt sich dar als ein Ringen um Duldung und Anerkennung seitens dieser Behörde und um Aufnahme in die männliche Gemeinschaft der werktätigen Bewohner des Dorfes, das jener Behörde untersteht.

Damit ist auch die entschiedenste Hinwendung zur Realität, die es bei Kafka überhaupt gibt, vollzogen. Im Schloßroman — er blieb charakteristischerweise Fragment (wie übrigens auch „Amerika" und zu einem relativ geringeren Teil „Der Prozeß") — spielt sich ein zäher, mit aller Intensität geführter Kampf um Lebensziele ab, der wohl den Höhepunkt der Kraftentfaltung darstellt. Der Prozeßroman, künstlerisch vielleicht dem „Schloß" noch überlegen, hat es nach unserer Meinung schon vorwiegend mit dem Tode zu tun.

Die Ergebnisse der psychologischen Bearbeitung dieser großen Romane und der übrigen Kafkaschen Werke, die den in der vorliegenden Arbeit behandelten Stoff quantitativ wohl um das zehnfache übertreffen, können hier natürlich nicht weiter mitgeteilt werden. Sie mögen vielleicht einmal in einer umfangreicheren Arbeit eine ausführliche Darstellung finden.

Psychoanalytische Biographik

Dürer

ALFRED WINTERSTEIN: **Dürers „Melancholie"** im Lichte der Psychoanalyse. *Mit 2 Kunstbeilagen. Geheftet M. 3.–, Ganzleinen M. 4.60*

Inhalt: I) Der Inhalt des Kupferstiches „Melencolia I" — II) Die historischen Voraussetzungen des Dürerischen Konzeptes — III) Die Quellen Dürers — IV) Saturn, Melancholie und Analcharakter — V) Dürers Lebensgeschichte und Persönlichkeit — VI) Der Tod der Mutter — VII) Psychoanalytische Deutung der Melencolia — VIII) Zur Abwehr

Rousseau

RENÉ LAFORGUE: **Jean Jacques Rousseau.** Eine psychoanalytische Studie. *Geheftet M. 1.20*

„Wir haben nicht die Absicht, Rousseau zu verkleinern, sondern ihn in seiner vollen Menschlichkeit zu verstehen"

Goethe

THEODOR REIK: **Warum verließ Goethe Friederike?** *Geheftet M. 6.–, Ganzleinen M. 8.–*

Inhalt: Dichtung und Wahrheit — Ein alter Mann erzählt die Geschichte seiner Liebe — Die Gründe der Trennung — Die Verkleidung — Der Kindtaufkuchen — Chronologische und andere Verwirrung — Die Kußangst — Sexualität und Gewissensangst — Der junge Goethe erzählt ein Märchen — Der Dichter über die „Neue Melusine" — Der Schatten des Vaters — Der Text der Zwangsbefürchtung — Capriccio doloroso — Freundliche Vision — „Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm" — Coda

PHILIPP SARASIN: **Goethes Mignon.** Eine psychoanalytische Studie. *Geheftet M. 2.60, Ganzleinen M. 4.–*

Inhalt: Vorbemerkung — I) Der Meisterroman — II) Goethes Jugendgeschichte — III) Ergänzungen zur Jugendgeschichte. Knabenmärchen. Die französischen Schauspieler. Zum frühen Tode der Geschwister Goethes — IV) Analytische Deutung der dramatischen Momente. Das Seiltänzermilieu. Mignon und Cornelie. Die Vateridentifizierung — V) Analytische Deutung der lyrischen Momente — VI) Zusammenfassung

Psychoanalytische Biographik

Fechner

IMRE HERMANN: **Gustav Theodor Fechner.** Eine psychoanalytische Studie über individuelle Bedingtheiten wissenschaftlicher Ideen.
Geheftet M. 3.–, Ganzleinen M. 4.60

Inhalt: Biographisches — Die schwere Krankheit — Die Idee der Psychophysik — Die „Tagesansicht" — Das Formale im Denken Fechners — Die Begabungsgrundlagen — Fechner als Vorläufer psychoanalytischer Ideen

Lassalle

ERWIN KOHN: **Lassalle — der Führer.** *Geheftet M. 4.–, Ganzleinen M. 6.–*

Inhalt: I) Die psychologische Entstehung des Führers — II) Die psychologische Technik der Führung bei Lassalle — III) Das Liebesschicksal Lassalles — IV) Die psychische Struktur des Führertums bei Lassalle — V) Die Nachfolge Lassalles und das Ende der Organisation

Keller

EDUARD HITSCHMANN: **Gottfried Keller.** Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. *Geheftet M. 3.50*

„Das vorliegende Keller-Buch hat mir auch als Literarhistoriker einige Lichter aufgesteckt ... Das Buch vertieft unseren Einblick in die erotischen Probleme bei dem Menschen wie bei dem Künstler Keller. Es erklärt die Hemmungen in seiner persönlichen Liebeswahl und Sexualität und beleuchtet entsprechende Motive seiner Dichtung." *(Prof. Harry Maync,* Bern, im *„Literarischen Echo".)*

Kafka

HELLMUTH KAISER: **Franz Kafkas Inferno.** *Geheftet M. 3.–*

Kafkas Phantasien, die als Privatmythologie des Dichters bezeichnet werden können, erfahren hier eine psychologische Deutung. Es werden besonders die sadistisch-masochistischen Phantasien der „Verwandlung" und der „Strafkolonie" untersucht

Psychoanalytische Biographik

Strindberg

KARL BACHLER: **August Strindberg.** Eine psychoanalytische Studie.
Geheftet M. 1.–

I) Die Eltern — II) Die Frau — III) Der Vater

Hamsun

EDUARD HITSCHMANN: **Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns.**
Geheftet M. 2.–, Ganzleinen M. 3.50

Inhalt: Eine Kindheitserinnerung Hamsuns — Psychoanalytische Deutung der Gespenster — Kastrationssymbolik in Hamsuns Werken — Die Entmannung der Väter (Altern und Verarmen) — Das Motiv der Eifersucht und des geschädigten Dritten — Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit, Belauschen und Zuschauen — Hamsuns Ideale

Dostojewski

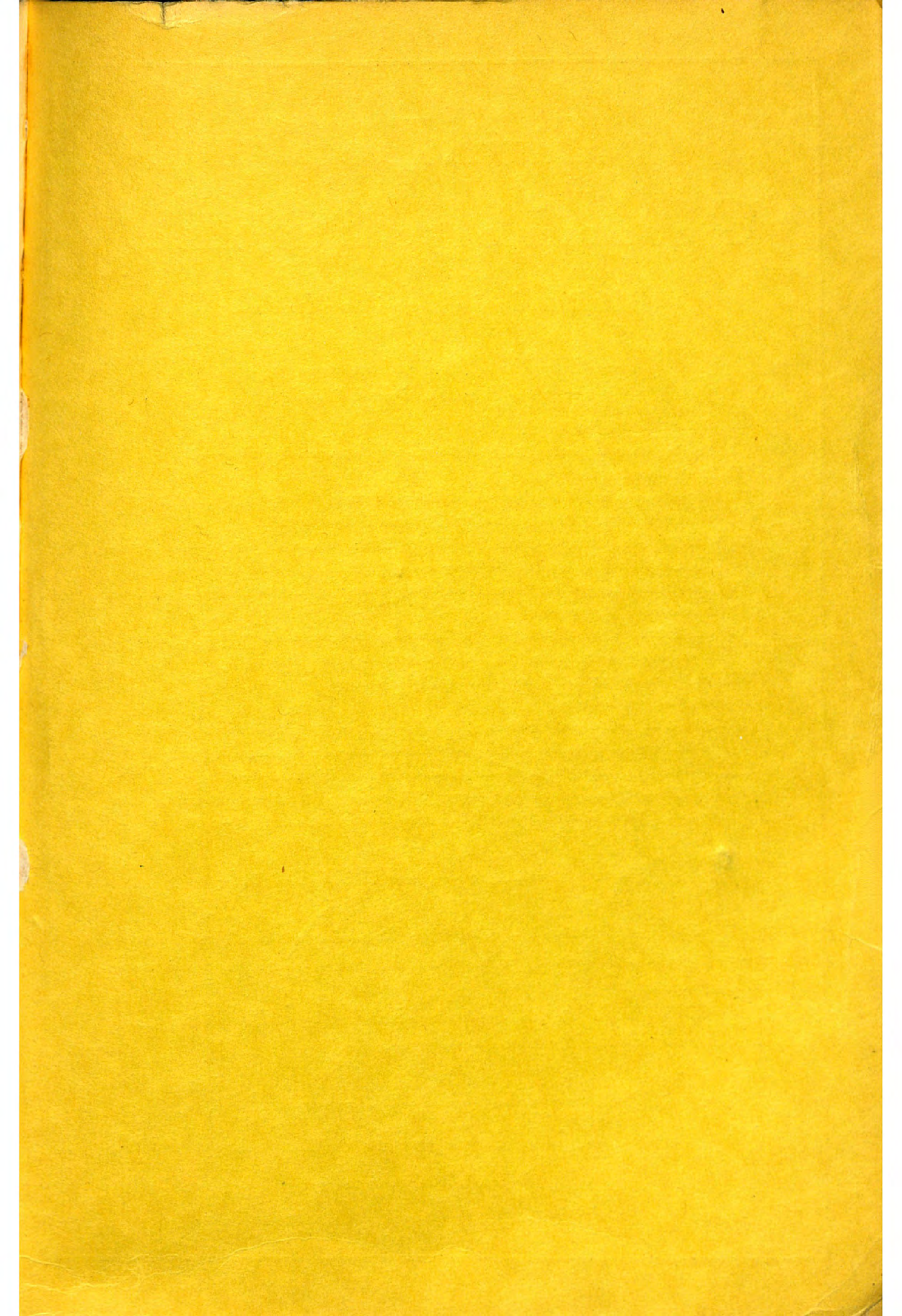
JOLAN NEUFELD: **Dostojewski.** *Geheftet M. 3.–, Ganzleinen M. 5.–*

„Der ernste, etwas analytisch orientierte Leser wird die flüssige und beredte Dostojewski-Skizze in einem Zuge durchlesen, und ohne Widerspruch.“
(„Neue Zürcher Zeitung“.)

Tolstoi

N. OSSIPOW: **Tolstois Kindheitserinnerungen.** Ein Beitrag zu Freuds Libidotheorie. *Geheftet M. 6.–, Halbleinen M. 7.50*

Inhalt: I) Vorbemerkungen — II) Die „Ersten Erinnerungen“ — III) Zwei allererste Erinnerungen (Das Individual-Ich und die Ich-Libido — IV) Über den Narzißmus — V) Drei weitere Erinnerungen (Objektlibido) — VI) Der Seelenkonflikt — VII) „Die Ameisenbrüder“ (Das Supra-Ich) — VIII) Über die infantile Amnesie



HELLMUTH KAISER / FRANZ KAFKAS INFERNO

Hellmuth Kaiser

Franz Kafkas Inferno

Eine psychologische Deutung seiner Strafphantasie

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien